



# Leseprobe

Tom Clancy, Mark Greaney  
**Anschlag auf den  
Präsidenten**  
Thriller

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €



---

Seiten: 752

Erscheinungstermin: 09. November 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Amerikanische Militärs werden ohne erkennbares System in ihrem privaten Umfeld attackiert. Jahrelang unbehelligte CIA-Agenten werden überraschend im feindlichen Ausland aufgegriffen. Das Muster wiederholt sich um den ganzen Globus. Unbekannte Hacker haben eine Sicherheitslücke in Servern von Regierung und Nachrichtendiensten gefunden und geben hochsensible Daten in die Hände der Feinde. Ist Präsident Jack Ryan das nächste Angriffsziel? Er muss alle persönlichen Gefühle beiseitelegen und mit dem höchsten Einsatz spielen, um die Nation zu retten – indem er den eigenen Sohn in die Schusslinie des Feindes stellt.



### Autor

## Tom Clancy, Mark Greaney

---

Tom Clancy, der Meister des Technothrillers, stand seit seinem Erstling *Jagd auf Roter Oktober* mit all seinen Romanen an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten. Er starb im Oktober 2013.

Mark Greaney hat als Koautor von Tom Clancy zu Recherchezwecken mehr als 15 Länder bereist und an Militär- und Polizeiübungen teilgenommen.

## DAS BUCH

Amerikanische Militärs werden ohne erkennbares System in ihrem privaten Umfeld attackiert. Jahrelang unbehelligte CIA-Agenten werden überraschend im feindlichen Ausland aufgegriffen. Das Muster wiederholt sich um den ganzen Globus. Unbekannte Hacker haben eine Sicherheitslücke in Servern von Regierung und Nachrichtendiensten gefunden und geben hochsensible Daten in die Hände der Feinde. Ist Präsident Jack Ryan das nächste Angriffsziel? Er muss alle persönlichen Gefühle beiseitelegen und mit dem höchsten Einsatz spielen, um die Nation zu retten – indem er den eigenen Sohn in die Schusslinie des Feindes stellt.

## DIE AUTOREN

Tom Clancy, der Meister des Technothrillers, stand seit seinem Erstling *Jagd auf Roter Oktober* mit all seinen Romanen an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten. Er starb im Oktober 2013.

Mark Greaney hat als Koautor von Tom Clancy zu Recherchezwecken mehr als 15 Länder bereist und an Militär- und Polizeiübungen teilgenommen.

**TOM  
CLANCY**

UND  
MARK GREANEY

**ANSCHLAG AUF DEN  
PRÄSIDENTEN**

THRILLER

Aus dem Amerikanischen von Karlheinz Dürr  
und Reiner Pfeleiderer

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

# Hauptpersonen

## Regierung der Vereinigten Staaten

JACK RYAN: Präsident der Vereinigten Staaten

SCOTT ADLER: Außenminister

MARY PAT FOLEY: Direktorin der Nationalen  
Nachrichtendienste

ROBERT BURGESS: Verteidigungsminister

JAY CANFIELD: Direktor der CIA

DAN MURRAY: Justizminister

ANDREW ZILKO: Heimatschutzminister

ARNOLD VAN DAMM: Stabschef des Präsidenten

STUART COLLIER: CIA-Operationsleiter

BENJAMIN KINCAID: Konsularbeamter des US-Außen-  
ministeriums

BARBARA PINEDA: Analystin, Defense Intelligence  
Agency

JENNIFER KINCAID: CIA-Operationsleiterin

THOMAS RUSSELL: Special Agent, FBI; Leiter der Joint  
Terrorism Task Force, Abteilung Chicago

DAVID JEFFCOAT: Leitender Special Agent, FBI

## Militär der Vereinigten Staaten

CARRIE ANN DAVENPORT: Captain, U. S. Army;

Kopilotin und Bordschützin eines AH-64E Apache

TROY OAKLEY: Chief Warrant Officer 3, U. S. Army;

Pilot eines AH-64E Apache

SCOTT HAGEN: Commander, U. S. Navy; Kapitän der

USS *James Greer* (DDG-102)

WENDELL CALDWELL: General, U. S. Army;

Befehlshaber des United States Central Command

## Der Campus

GERRY HENDLEY: Direktor von Hendley Associates/

Direktor des Campus

JOHN CLARK: Operationsleiter

DOMINGO »DING« CHAVEZ: Leitender Außenagent

DOMINIC »DOM« CARUSO: Außenagent

JACK RYAN JUNIOR: Außenagent/Analyst

GAVIN BIERY: Leiter der IT-Abteilung

ADARA SHERMAN: Logistik- und Transportleiterin

HELEN REID: Pilotin der campuseigenen

Gulfstream G550

CHESTER »COUNTRY« HICKS: Kopilot der campus-

eigenen Gulfstream G550

## Weitere Personen

DR. CATHY RYAN: First Lady der Vereinigten Staaten

DR. OLIVIA »SALLY« RYAN: Tochter von Präsident

Jack Ryan

XOZAN BARZANI: Kompaniechef der kurdischen

Peschmerga

SAMI BIN RASHID: Sicherheitsbeamter des Golfkooperationsrats  
ABU MUSA AL-MATARI: jemenitischer Staatsbürger und IS-Agent  
VADIM RETSCHKOW: in den USA studierender russischer Bürger  
DRAGOMIR VASILESCU: Direktor von Advanced Research Technological Designs (ARTD)  
ALEXANDRU DALCA: Recheur bei ARTD; Fachmann für Nachrichtengewinnung aus offenen Quellen  
LUCA GABOR: rumänischer Gefängnisinsasse; Fachmann für die Beschaffung personenbezogener Daten  
BARTOSZ JANKOWSKI: Lieutenant Colonel (a. D.), U. S. Army; Rufzeichen »Midas«; ehemaliger Delta-Force-Angehöriger  
EDWARD LAIRD: ehemaliger leitender CIA-Beamter; Vertragspartner der US-Geheimdienste  
»ALGIER«: algerischer IS-Kämpfer  
»TRIPOLIS«: libyscher IS-Kämpfer  
RAHIM: Anführer der IS-Zelle »Chicago«  
OMAR: Anführer der IS-Zelle »Detroit«  
ANGELA WATSON: Anführerin der IS-Zelle »Atlanta «  
KATEB ALBAF: Anführer der IS-Zelle »Santa Clara«  
DAVID HEMBRICK: Anführer der IS-Zelle »Fairfax«

**D**er Name des Mannes, der mit seiner Familie in dem Restaurant saß, war den meisten Amerikanern, die einen Fernseher oder einen Internetanschluss besaßen, bekannt, aber so gut wie keiner wusste, wie er aussah – hauptsächlich deshalb, weil er es tunlichst vermied, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Und das war auch der Grund, warum er es so verdammt merkwürdig fand, dass der anscheinend sehr nervöse Mann auf dem Gehweg ständig zu ihm herüberstarrte.

Scott Hagen war Commander in der US Navy. Das machte einen nun wahrlich nicht berühmt, doch Hagen hatte sich als Kapitän eines Lenkwaffenzerstörers hervorgetan, der nach Ansicht vieler Journalisten praktisch im Alleingang eine der größten Seeschlachten seit dem Zweiten Weltkrieg gewonnen hatte.

Das Gefecht zwischen den Vereinigten Staaten und Polen auf der einen und Russland auf der anderen Seite hatte nur sieben Monate zuvor in der Ostsee stattgefunden und dem Namen Scott Hagen damals zu einem hohen Bekanntheitsgrad verholfen. Doch Hagen hatte den Medien keine Interviews gegeben, und auf dem einzigen Foto, das in der Presse von ihm kursierte, posierte er stolz in seiner blauen Uniform mit der weißen Kapitänsmütze auf dem Kopf.

Im Gegensatz dazu trug er jetzt T-Shirt, Cargoshorts und Flip-Flops sowie einen Dreitagebart, sodass ihn eigentlich



kein Mensch auf der Welt oder gar in diesem mexikanischen Gartenrestaurant in New Jersey mit dem vom Marineministerium ausgegebenen Foto in Verbindung bringen konnte.

Warum also, so fragte er sich, linste der Kerl, der im Halbdunkel neben dem Fahrradständer stand, ständig in seine Richtung?

Die Stadt hatte ein College, und der Typ war im Studentenalter und wirkte leicht angetrunken. Er trug ein Polohemd und Jeans, hielt in der einen Hand eine Bierdose und in der anderen ein Mobiltelefon, und Hagen hatte den Eindruck, dass er etwa zweimal pro Minute über die hell erleuchtete Terrasse voller Gäste hinweg zu seinem Tisch herüberglotzte.

Der Commander war nicht direkt beunruhigt, eher neugierig. Er war mit seiner Familie und der seiner Schwester hier, acht Personen insgesamt, und alle anderen am Tisch unterhielten sich und knabberten Chips mit Guacamole, während sie auf den Hauptgang warteten. Die Kinder tranken Limonade, Hagens Frau, seine Schwester und sein Schwager Margaritas. Er selbst blieb bei Mineralwasser, denn heute Abend war er damit an der Reihe, den Clan in dem gemieteten Van herumzuchauffieren.

Sie waren wegen eines Fußballturniers in der Stadt. Hagens siebzehnjähriger Neffe war der Star-Keeper seiner Highschoolmannschaft, die am folgenden Nachmittag das Finale bestritt. Morgen würde Hagens Frau den Mietwagen fahren, damit er nach dem Spiel in einem Restaurant ein paar kühle Bierchen zischen konnte.

Hagen aß noch einen Chip, sagte sich, dass er sich wegen des angetrunkenen Blödmanns keinen Kopf zu machen brauchte, und konzentrierte sich wieder auf die Runde am Tisch.

Der Militärdienst brachte viele Nachteile mit sich. Aber der größte war, dass man zu wenig Zeit für die Familie

hatte. Kein versäumter Geburts- oder Feiertag, keine verpasste Hochzeit oder Beerdigung ließ sich nachholen.

Wie viele Männer und Frauen beim Militär sah auch Commander Scott Hagen seine Familie dieser Tage nicht genug. Die Gelegenheiten, bei denen er sich loseisen und mit seinen Kindern und Neffen etwas unternehmen konnte, wurden immer rarer, sodass er diesen Abend zu schätzen wusste.

Zumal er ein aufreibendes Jahr hinter sich hatte.

Nach der Schlacht in der Ostsee und der bedächtigen Heimfahrt über den Atlantik hatte er die beschädigte USS *James Greer* ins Trockendock in Norfolk, Virginia, gebracht, wo sie sechs Monate lang instand gesetzt werden sollte.

Hagen war nach wie vor ihr Kommandant, sodass Norfolk einstweilen sein Zuhause darstellte. Viele Navy-Angehörige hielten die Zeit im Trockendock für besonders beschwerlich, weil es an Bord viel zu tun gab, die Klimaanlage des Schiffes nicht regelmäßig lief und viele andere Annehmlichkeiten wegfielen.

Doch Scott Hagen würde sich nie darüber beklagen. Er hatte den Krieg aus nächster Nähe erlebt und Männer verloren, und obwohl er und sein Schiff als unbestreitbare Sieger daraus hervorgegangen waren, hatte die Erfahrung des Krieges nichts Beneidenswertes, auch nicht aus Sicht der Sieger.

Russland verhielt sich jetzt mehr oder weniger ruhig. Es kontrollierte zwar nach wie vor einen bedeutenden Teil der Ukraine, doch das Atom-U-Boot der Borei-Klasse, das es entsandt hatte, um vor der Küste der Vereinigten Staaten zu patrouillieren, war in seine Marinebasis in der nördlich von Murmansk gelegenen Sajda-Bucht zurückgekehrt und hatte sich auf der Rückfahrt absichtlich gezeigt und vor der schottischen Nordküste fotografieren lassen.

Und die russischen Truppen, die in Litauen eingefallen waren, hatten sich wieder zurückgezogen.

Die Russen hatten im Baltikum eine peinliche Schlappe erlitten, und mit Sicherheit hätte es jeden in diesem mexikanischen Gartenrestaurant in New Jersey überrascht zu erfahren, dass der Durchschnittstyp von Familienvater, der an dem großen Tisch unter Sonnenschirmen saß, dabei eine maßgebliche Rolle gespielt hatte.

Hagen war die Anonymität durchaus recht. Der Vierundvierzigjährige mochte keinen Wirbel um seine Person. Er ging nie in Uniform mit der Familie aus und erzählte nie Geschichten von Gefechten auf hoher See. Nein, im Moment faulenzte er mit seinen Kindern und Neffen und scherzte mit seiner Frau, dass er, wenn er vor dem Essen noch mehr Chips mit Guacamole esse, morgen verschlafen und das Spiel verpassen werde.

Er und seine Frau lachten, und dann sagte sein Schwager Allen zu ihm: »He, Scotty, kennst du den Typ da drüben auf dem Gehweg?«

Hagen schüttelte den Kopf. »Nein. Aber er beobachtet uns schon eine ganze Weile.«

»Kann es sein, dass er unter dir gedient hat oder so was?«, fragte Allen.

»Er kommt mir nicht bekannt vor.« Er überlegte einen Moment und sagte dann: »Aber merkwürdig ist das schon. Ich gehe zu ihm rüber und frage ihn, was das soll.«

Er nahm die Serviette vom Schoß, stand auf und durchquerte das belebte Gartenlokal.

Der junge Mann wandte sich ab, bevor Hagen die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, warf seine Bierdose in einen Abfalleimer und trat auf die dunkle Straße.

Er überquerte sie eilends und verschwand auf einem belebten Parkplatz.

Als Hagen an den Tisch zurückkam, sagte Allen: »Merkwürdig. Was meinst du? Was sollte das?«

Hagen wusste nicht, was er davon halten sollte, wohl aber, was er zu tun hatte. »Der Typ ist mir nicht geheuer.

Lass uns auf Nummer sicher gehen und von hier verschwinden. Bring die anderen nach drinnen. Verlasst das Restaurant durch die Hintertür und lauft zum Van. Ich bleibe hier, bezahle die Rechnung und nehme dann ein Taxi ins Hotel.«

Seine Schwester Susan hörte alles, hatte aber keine Ahnung, was vor sich ging. Sie hatte den jungen Mann gar nicht bemerkt. »Was ist denn los?«

Allen wandte sich jetzt an beide Familien. »Alle mal herhören. Keine Fragen, bis wir am Van sind, aber wir müssen jetzt gehen. Wir lassen uns im Hotel etwas aufs Zimmer bringen.«

»Mein Bruder wird nervös, wenn er ohne einen Haufen Atomwaffen herumfährt«, bemerkte Susan.

Die *James Greer* hatte keine Atomwaffen an Bord, aber Susan war Steueranwältin und wusste es nicht besser, und Hagen war zu beschäftigt, um sie zu korrigieren, denn er fing gerade einen vorbeieilenden Kellner ab, um die Rechnung zu bestellen.

Alle ärgerten sich darüber, dass sie aus dem Restaurant gescheucht wurden, obwohl volle Teller zu ihnen unterwegs waren, begriffen aber, dass etwas Ernstes im Gang war, und fügten sich.

Als die sieben sich gerade in Richtung Hintertür in Bewegung gesetzt hatten, drehte sich Hagen um. Da war er wieder, der junge Mann. Er überquerte gerade die zweispurige Straße und steuerte auf das Gartenrestaurant zu. Er trug jetzt einen langen grauen Trenchcoat, unter dem er offensichtlich etwas verbarg.

Hagen kamen Zweifel an Allens Fähigkeit, die Familie zu führen, und auch Susan schien den Ernst der Lage nicht zu begreifen. Darum rief er seiner Frau zu: »Durchs Restaurant! Lauft! Schnell!«

Laura Hagen packte Tochter und Sohn und zog sie in Richtung Hintertür. Hagens Schwester und Schwager folgten

dicht dahinter, wobei sie ihre beiden Jungs vor sich herschoben.

Hagen wollte ihnen nach, drosselte aber seine Schritte, als er zu seinem Entsetzen sah, wie der Mann eine AK-47 unter dem Trenchcoat hervorzog. Auch andere Gäste bemerkten es, denn es war kaum zu übersehen.

Schreie erfüllten die Luft.

Die Augen auf Commander Scott Hagen gerichtet, drang der junge Mann in das Gartenlokal ein und hob das Gewehr an die Schulter.

Hagen erstarrte.

*Das kann nicht wahr sein. Das glaube ich einfach nicht!*

Er selbst hatte keine Waffe. Er war hier in New Jersey, und obwohl er in Virginia eine Schusswaffe tragen durfte und ihm das auch in fünfunddreißig anderen Bundesstaaten gesetzlich erlaubt war, wäre er hier dafür ins Gefängnis gewandert.

Es war ihm auch kein Trost, dass dieser Wahnsinnige gegen das Gesetz verstieß, indem er mitten in der Stadt eine Kalaschnikow in Anschlag brachte. Er bezweifelte, dass es dem Kerl etwas ausmachte, dass er zusätzlich zu versuchtem Mord an rund hundert Restaurantgästen wahrscheinlich auch des unerlaubten Waffenbesitzes angeklagt werden würde.

*Bumm!*

Erst als der erste Schuss einen Meter links von ihm in einen gemauerten Zierbrunnen einschlug, löste sich Scott Hagen aus seiner Erstarrung. Er wusste, dass seine Familie direkt hinter ihm war, und dieses Wissen setzte den Reflex, sich zu ducken, irgendwie außer Kraft. Er machte sich groß und breit und benutzte seinen Körper, um die Seinen zu decken, aber er blieb nicht stehen.

Er hatte keine Wahl. Er rannte los, dem Gewehrfeuer entgegen.

Der Schütze gab in schneller Folge drei Schüsse ab, doch

in dem nun ausbrechenden Chaos warfen mehrere Gäste Tische und Schirme um, versperrten ihm den Weg und rempelten ihn sogar bei dem Versuch, aus dem Restaurant zu fliehen. Hagen verlor ihn aus den Augen, als ein roter Sonnenschirm zwischen ihnen umkippte, aber das trieb ihn zusätzlich an, denn wenn dem Angreifer die Sicht versperrt war, stiegen seine Chancen, den Mann zu packen, bevor er sich eine Kugel fing.

Und er schaffte es beinahe.

Der Angreifer stieß mit dem Fuß den Schirm beiseite, sah, dass sein Opfer durch eine freie Gasse im Chaos auf ihn zustürmte, und feuerte mit der Kalaschnikow. Hagen spürte, wie eine Kugel seinen linken Unterarm traf – er wurde halb herumgewirbelt und geriet, aus dem Schwung gebracht, ins Straucheln, doch er preschte weiter zwischen den Tischen hindurch.

Hagen war kein Experte im Kampf mit Handfeuerwaffen – er war Seemann und kein Soldat –, aber er spürte, dass dieser Mann kein gut ausgebildeter Kämpfer war. Der Bursche konnte zwar eine Kalaschnikow bedienen, aber er wirkte gehetzt, hektisch, hatte einen irren Blick.

Worum es ihm auch gehen mochte, es war für ihn eine sehr persönliche Sache.

Und für Hagen jetzt auch. Er hatte keine Ahnung, ob jemand aus seiner Familie verletzt worden war, er wusste nur, dass dieser Mann gestoppt werden musste.

Ein Kellner stürzte sich von rechts auf den Schützen, bekam ihn an der Schulter zu fassen und schüttelte ihn, damit er die Waffe fallen ließ, doch der Angegriffene fuhr herum, krümmte den Finger am Abzug und schoss dem mutigen jungen Mann aus einem halben Meter Entfernung mehrmals in den Bauch.

Der Kellner war tot, bevor er auf dem Boden aufschlug.

Dann richtete der Schütze die Waffe wieder auf den angreifenden Hagen.

Die zweite Kugel, die den Commander traf, richtete größeren Schaden an als die erste – sie bohrte sich oberhalb der rechten Hüfte ins Fleisch und rüttelte ihn durch –, aber er stürmte weiter, und der nächste Schuss war zu hoch. Der Kerl bekam den Rückstoß der Waffe nicht in den Griff. Der zweite und dritte Schuss jeder Folge waren zu hoch, da die Mündung nach oben gerissen wurde.

Eine Kugel jagte an Hagens Gesicht vorbei, als er sich mit einem Satz auf den Mann warf und ihn rückwärts über einen Metalltisch riss.

Die beiden Männer schlugen hart auf den Steinplatten des Gartenrestaurants auf. Hagen umschloss mit der rechten Hand den Lauf der Kalaschnikow und drückte die Mündung von sich weg. Das heiße Metall versengte ihm die Finger, aber er ließ nicht los.

Er war Rechtshänder, aber jetzt schlug er dem jungen Mann immer wieder die linke Faust ins Gesicht. Er spürte den Schweiß an den Wangen des Mannes, in seinem Haar, und dann fühlte er das Blut, als die Nase des Angreifers brach und ein roter Schwall sich über sein Gesicht ergoss.

Noch hielt der Mann das Gewehr fest, doch sein Griff erlahmte. Schließlich entriss es ihm Hagen, rollte sich von ihm herunter, stemmte sich auf die Knie hoch und richtete die Waffe auf ihn.

»Dawai!«, schrie der junge Mann. Für Hagen war es der erste Hinweis darauf, dass er es mit einem Ausländer zu tun hatte.

Der Angreifer rollte sich auf die Knie, und während Hagen ihn anbrüllte, er solle sich nicht bewegen und die Hände heben, griff der Mann in die Tasche seines Trenchcoats.

»Ich knall dich ab, verdammt!«, schrie Hagen.

Der Mann zog ein blankes Messer mit zwanzig Zentimeter langer Klinge unter dem Trenchcoat hervor und ging,

einen irren Ausdruck im blutverschmierten Gesicht, zum Angriff über.

Er war nur anderthalb Meter entfernt, als Hagen ihm zweimal in die Brust schoss. Das Messer fiel zu Boden, Hagen trat beiseite, und der junge Mann stürzte, Stühle umreißend, mit dem Gesicht in von einem Tisch gefallene Speisen.

Der Anschlag war vorüber. Hagen hörte hinter sich Stöhnen, Schreie von der Straße, das Heulen von Sirenen und Autoalarmanlagen, das Weinen von Kindern.

Er zog das Magazin aus dem Gewehr und warf es weg, dann zog er den Spannhebel bis zum Anschlag zurück, damit die noch im Patronenlager steckende Patrone ausgeworfen wurde, und ließ die Waffe zu Boden fallen. Er drehte den Verletzten auf den Rücken und kniete sich über ihn.

Der Mann hatte die Augen offen – er war bei vollem Bewusstsein, aber sichtlich dem Tode nahe und jetzt so gefügig wie eine Puppe.

Hagen, der sich trotz Adrenalin wieder im Griff hatte, sah ihm direkt ins Gesicht. »Wer sind Sie? Warum haben Sie das getan? Warum?«

»Für meinen Bruder«, antwortete der blutüberströmte Mann. Hagen konnte hören, wie sich seine Lunge mit Blut füllte.

»Wer zum Teufel ist Ihr ...«

»Sie haben ihn getötet. Sie haben ihn ermordet!«

Der Mann sprach mit russischem Akzent, und Hagen verstand. Bei dem Gefecht in der Ostsee war sein Schiff an der Versenkung zweier U-Boote beteiligt gewesen. »War er Seemann?«, fragte er.

Die Stimme des jungen Mannes wurde mit jeder Sekunde schwächer. »Er ist gefallen ... als Held ... der Russischen ... Föderation.«

Da kam Hagen ein anderer Gedanke. »Wie haben Sie mich gefunden?«



Die Augen des Mannes wurden glasig.

»Woher haben Sie gewusst, dass ich mit meiner Familie hier bin?« Hagen gab ihm eine kräftige Ohrfeige. Ein Restaurantgast, ein Mittdreißiger mit blutverschmiertem Hemd, versuchte, Hagen von dem Mann herunterzuziehen. Hagen stieß ihn weg.

»Wie, du Hurensohn?«

Die Augen des jungen Russen drehten sich langsam weg. Hagen ballte die Faust und hob sie hoch. »Antworte mir!«

Eine Stimme dröhnte vom Empfangstisch auf dem Gehweg herüber. »Keine Bewegung!« Hagen schaute auf und erblickte einen Polizisten, der mit ausgestreckten Armen eine Pistole hielt, die auf seinen Kopf zielte. Der Mann wusste nicht, was hier vorging, nur dass inmitten von Toten und Verletzten, die in einem verwüsteten Restaurant lagen, irgendein Arschloch auf einen Verletzten einprügelte.

Hagen hob die Hände, und dabei spürte er die Wunden an seiner Seite und seinem Arm.

Alles verschwamm vor seinen Augen. Er rollte sich auf den Rücken und starrte in die Nacht.

Er glaubte, zwischen den Entsetzensschreien und Schreckensrufen seine Schwester hinter sich laut weinen zu hören. Er konnte das nicht begreifen, denn er glaubte, er habe seiner Familie die nötige Zeit verschafft, um sich in Sicherheit zu bringen.

Im Unterschied zu seinem berühmten Vater hatte Jack Ryan junior keine Flugangst. Tatsächlich war sein Vertrauen in Flugzeuge recht groß, jedenfalls größer als sein Vertrauen in die eigene Fähigkeit, ohne sie durch die Luft zu fliegen.

Dass er in diesem Moment an sein relativ entspanntes Verhältnis zum Fliegen dachte, lag hauptsächlich daran, dass er beabsichtigte, sich in wenigen Augenblicken vierhundert Meter über der Chesapeake Bay aus der Seitentür eines tadellos funktionierenden Flugzeugs in den blauen Himmel zu stürzen.

Jack hatte seinen Fallschirm unter Anleitung und Aufsicht von Domingo Chavez, dem leitenden Agenten seiner kleinen geheimen Einheit, eigenhändig gepackt, und er war sich sicher, dass er ihn richtig gepackt hatte. Doch sein Verstand arbeitete gegen ihn. Statt ihn in der Überzeugung zu bestärken, dass alles problemlos ablaufen würde, erinnerte er ihn daran, dass er bei seiner letzten Reise vergessen hatte, sein Lieblingspaar Laufsocken ins Handgepäck zu stopfen.

Auch damals hatte er gedacht, er hätte beim Packen alles richtig gemacht.

*Das ist nicht dasselbe, Jack. Eine bescheuerte Reisetasche zu packen ist etwas ganz anderes als einen Fallschirm.*

Seine Einbildungskraft schien heute Morgen entschlossen, ihm Bauchschmerzen zu bereiten.

Jack absolvierte momentan ein Fallschirmspringertraining, allerdings nicht im Rahmen einer militärischen Ausbildung oder eines normalen Kurses für Zivilisten, sondern eines Lehrgangs, den die Chefs von Jacks Organisation entwickelt hatten. Jack arbeitete für den Campus, einen kleinen, aber wichtigen inoffiziellen Nachrichtendienst, dem ehemalige Soldaten und Geheimdienstler angehörten, von denen einige bewährte Freifallexperten waren.

Und man hatte entschieden, dass Jack Ryan junior sich diese wichtige Fähigkeit ebenfalls aneignen sollte, denn er hatte seine Tätigkeit beim Campus zwar als Nachrichteanalyst begonnen, war aber in den letzten Jahren immer mehr in eine operative Rolle hineingewachsen. Inzwischen bekleidete er zwei Funktionen: Er konnte wochen- oder monatelang in seinem Kabuff sitzen und die Finanzpraktiken eines korrupten Staatschefs oder einer Terrororganisation enträtseln, es kam aber auch vor, dass er die Tür eines Zielobjekts eintrat und sich in einen Nahkampf stürzte.

Jacks Leben mangelte es nicht an Abwechslung.

Doch in diesem Moment hatte er keine Zeit, über die Ironie seines Werdegangs nachzusinnen. Nein, denn er ging jetzt im Stillen die Liste der Dinge durch, die er tun musste, sobald er aus dem Flugzeug sprang, was in genau ...

Jemand aus dem vorderen Teil des Flugzeugs rief: »Ryan! Noch vier Minuten.«

In genau vier Minuten hieß es: »Abspringen, Kopf nach vorne, Arme zur Seite, Bauchlage, Knie leicht gebeugt. Hohlkreuzhaltung einnehmen, Reißleine ziehen, sich auf Ruck gefasst machen und checken, ob Schirm gut geöffnet hat.«

Er murmelte diese hochwichtige To-do-Liste leise vor sich hin, während er auf der Bank saß, die seitlich am Rumpf des Flugzeugs entlanglief.

Dies war nicht sein erster Solosprung. Er hatte vor zwei Wochen mit der theoretischen Ausbildung begonnen, war dann im Freien mit seiner Ausrüstung von langsam fahrenden Pick-ups gehüpft und über einen Grünstreifen gepurzelt. Danach war er zwei Tage lang Tandems gesprungen und, durch Gurte mit Domingo Chavez oder seinem Cousin Dominic Caruso, dem dritten operativen Agenten des Campus, verbunden, über den Himmel gesaust. Chavez und Caruso waren beide erfahrene Freifallspringer, die sowohl HALO-Sprünge (Abkürzung für High Altitude/Low Opening; große Absprunghöhe/niedere Öffnungshöhe) als auch HAHO-Sprünge (für High Altitude/High Opening; große Absprunghöhe/große Öffnungshöhe) beherrschten und ihn Schritt für Schritt durch den Anfängerteil der Ausbildung begleiteten.

Jack tat, was von ihm verlangt wurde, sodass er rasch zu Sprüngen mit Aufziehleine überging, die Ding Chavez als *dope on a rope* bezeichnete und bei denen der Schirm automatisch öffnete, sobald man aus dem Flugzeug sprang.

In der nächsten Phase erfolgten Sprünge aus geringer Höhe in Wasser, wobei er selbst die Reißleine zog, allerdings unmittelbar nach Verlassen des Flugzeugs – die nannte Chavez *hop-and-pops*.

Bisher hatte er fünf Hop-and-pops absolviert, und alle waren planmäßig verlaufen. Und obwohl er nun wahrlich kein Naturtalent war und sich noch nicht einmal seinen ersten Freifallsprung verdient hatte, war er von John Clark, dem Operationsleiter der kleinen Organisation, schon mehrmals gelobt worden.

Und das wollte was heißen, denn John Clark kannte sich aus – vor seinem Wechsel zum Campus war er Navy SEAL, paramilitärischer CIA-Offizier und Chef einer Anti-Terror-Spezialeinheit der Nato gewesen und hatte so viele verdeckte Einsatzsprünge absolviert wie nur wenige Männer auf der Welt.

Obwohl Jack seit zwei Tagen Hop-and-pops machte, würde sich der Sprung am heutigen Morgen gründlich von den anderen unterscheiden, denn sobald er im Wasser gelandet war, sollte er zu einer in der Nähe ankernden Jacht schwimmen und zu den beiden anderen Männern des Teams stoßen, die bereits an Bord waren. Zusammen sollten sie dann einen Übungsangriff auf das Boot durchführen, in dem sich Mitarbeiter des Campus aufhielten, die den Part der gegnerischen Partei übernahmen.

Jetzt, wenige Minuten vor seinem Sprung, blickte Jack quer durch die Kabine der Cessna Grand Caravan zu den beiden anderen Männern, die an der heutigen Übung teilnahmen. Dominic Caruso war von Kopf bis Fuß in Schwarz gehüllt – selbst Fallschirmgurt, Schutzbrille und Helm waren schwarz. Seine Einsatzweste war mit 30-Schuss-Magazinen für 9-mm-Patronen gefüllt, und über seine rechte Schulter war eine SIG-Sauer-MPX-Maschinenpistole mit Schalldämpfer geschnallt.

Jack wusste, dass die Magazine für Doms Maschinenpistole und die Glock-Pistole an seiner Hüfte mit FX-Patronen gefüllt waren – Projektilen, die kein Blei, sondern Farbe enthielten, aber nichtsdestotrotz Projektilen waren und beim Aufprall verdammt wehtaten.

Clarks und Chavez' Motto lautete: Je mehr du im Training schwitzt, desto weniger blutest du im Gefecht. Jack verstand den Spruch, doch Tatsache war, dass er im Training häufig geblutet hatte, wie übrigens auch in richtigen Kämpfen.

Jack war ähnlich ausstaffiert wie Caruso und Chavez, mit zwei bemerkenswerten Ausnahmen. Zum einen hatte Jack Schwimmflossen um die Brust geschnallt; die würde er anlegen, sobald er im Wasser war. Zum anderen trugen die beiden Männer, die ihm gegenüber saßen, MC-6-Fallschirme, die mit speziellen, für US-Spezialkräfte entwickelten SF-10A-Schirmen ausgestattet waren, die es ihnen ge-

statteten, weite Strecken zu fliegen und präzise zu landen, ja sogar ermöglichten, in der Luft langsam nach hinten zu gleiten.

Bei Jacks Fallschirm handelte es sich dagegen um ein viel schlichteres T-11-Modell, das seine Beweglichkeit sehr stark einschränkte. Er würde mit einer Geschwindigkeit von etwa zwanzig Kilometer pro Stunde fallen, und wo er landete, hing weitgehend von der Geschwindigkeit des Flugzeugs, dem Wind und der Schwerkraft ab.

Die anderen beiden würden direkt auf dem Deck der Jacht landen, während Jack nur einen Hop-and-pop hinlegen und zusehen musste, dass er die riesige Wasserfläche der Chesapeake Bay direkt unter dem Flugzeug nicht verfehlte. Jack steckte gewissermaßen noch in der »Stützräderphase«, deshalb musste er schwimmen, bevor er mit den beiden anderen das Boot ertern konnte. Das war zwar etwas peinlich, doch er wusste, dass kein anderer Anfänger in der Welt des Fallschirmspringens schon in der zweiten Ausbildungswoche im Rahmen seiner Sprünge simulierte Angriffe durchführte, deshalb kam er sich nicht ganz so leichtgewichtig vor.

Ding Chavez saß Jack gegenüber neben Caruso. Im Moment hatte er ein Headset auf, damit er mit der Crew kommunizieren konnte, der Pilotin Helen Reid und ihrem Kopiloten Chester Hicks. Normalerweise flogen die beiden den campuseigenen Jet, eine Gulfstream G550, doch heute hatten sie sich in die Niederungen der Fliegerei begeben und steuerten die viel leistungsschwächere und technisch simplere Cessna Caravan, aber sie genossen die Abwechslung.

Dom Caruso bemerkte, dass Chavez über das Headset mit den Piloten sprach, und so beugte er sich zu Jack herüber und sagte vertraulich in sein Ohr: »Alles in Ordnung, Cousin?«

»Aber sicher, Mann.« Sie schlugen die behandschuhten

Fäuste gegeneinander, wobei sich Jack alle Mühe gab, sein Unbehagen zu verbergen.

Und mit Erfolg, wie es schien, denn Caruso sagte nichts von wegen, dass er kreidebleich im Gesicht sei oder dass seine Hände zitterten. Stattdessen vergewisserte er sich noch einmal, dass Chavez das Headset aufhatte und nicht hören konnte, was er und Jack sprachen. Dann beugte er sich wieder vor.

»Laut Ding werden wir es auf der Jacht mit einer unbekanntem Zahl von Gegnern zu tun bekommen, aber unter uns gesagt, werden uns fünf Bösewichte dort erwarten.«

Jack legte den Kopf schief. »Wie kommst du darauf?«

»Per Ausschlussverfahren. Wer von den Campus-Mitarbeitern kann zu einer Schießerei mit uns abkommandiert werden? Adara spielt das Entführungsoffer, das ist ihr gestern herausgerutscht. Und Clark befiehlt die Gegnertruppe, versteht sich. Er wartet da unten mit einer Waffe. Damit bleiben nur noch unsere vier Sicherheitsleute: Gomez, Fleming, Gibson und Henson.« Der Campus beschäftigte gründlich durchleuchtete ehemalige Militärs und Nachrichtendienstler als Sicherheitspersonal der Einrichtung. Alle waren ehemalige Green Berets oder SEALs. Darüber hinaus hatten Gibson und Henson beim Global Response Staff der CIA gedient, einem erstklassigen Sicherheitsdienst, der Einrichtungen der Agency in aller Welt schützte. Alle vier waren über fünfzig Jahre alt, aber so fit wie Olympioniken, knallharte Burschen und seit vielen Jahren mit Chavez und Clark befreundet.

Zusätzlich zu ihren Aufgaben im Objektschutz halfen die vier von Zeit zu Zeit in der Ausbildung aus, da sie Experten für Feuerwaffen, Blankwaffen und sogar für den unbewaffneten Kampf waren.

»Du könntest recht haben«, erwiderte Jack. »Aber Clark hat uns schon öfter überrascht. Vielleicht helfen auch ein

paar Jungs aus der Analyseabteilung aus, die was vom Schießen verstehen. Mike und Rudy zum Beispiel. Die waren Infanteristen bei der Army.«

Caruso grinste. »Ranger waren sie, das gebe ich zu. Aber Rudy hat mich heute früh vom Büro aus angerufen. Er will vielleicht meinen Truck kaufen und hat mich gebeten, die Schlüssel unter den Sitz zu legen, damit er in der Mittagspause bei mir zu Hause vorbeischaun und eine Probefahrt machen kann. Er hat gesagt, dass Mike mitkommen würde.«

Jack überlegte, wer sonst aus ihrer Organisation die zweieinhalbstündige Fahrt vom Büro in Alexandria, Virginia, unternommen haben könnte, um heute Morgen die Schurkenrolle zu spielen. »Donna Lee war beim FBI. Sie kann mit einer Maschinenpistole umgehen.«

»Adara hat mir erzählt, dass sich Donna am Mittwoch beim Fitnessstraining das Knie verdreht hat«, entgegnete Dom. »Sie wird ein paar Wochen an Krücken gehen.«

Jetzt musste Jack grinsen. »Du hast wirklich an alles gedacht.«

»Wir beide treffen in der wirklichen Welt schon auf genügend Arschlöcher, die uns abknallen wollen. Ich habe nicht die Absicht, heute ein FX-Projektil ins Gemächt zu bekommen. Ich habe am Wochenende etwas vor. Ich trickse das System aus, wenn ich muss.«

Jetzt lachte Jack, froh über die Ablenkung, die ihn davon abhielt, ständig an seine Qualitäten als Fallschirmpacker und den bevorstehenden Sprung zu denken. »Was hast du denn am Wochenende vor?«

Dom sah so aus, als dächte er darüber nach, ob er auf die Frage antworten sollte, doch im selben Moment nahm Ding das Headset ab, und Dominic lehnte sich wieder zurück.

»Was habt ihr zwei Armleuchter für Heimlichkeiten?«

Die beiden Angesprochenen grinnten, antworteten aber nicht.



Chavez hob die Augenbrauen. »Noch zwei Minuten, Jack. Du wirst rund dreihundert Meter vom Boot entfernt abgesetzt, und zwar hinterm Heck, damit du nicht bemerkt wirst. Natürlich ist helllichter Tag, und in der wirklichen Welt würde dich jeder Wachposten beim Blick nach achtern bemerken, aber das ist eine Übung. Die Gegner an Bord konzentrieren sich auf das Boot. Du kannst unbehelligt hinschwimmen, solange du nicht zu sehr auffällst.«

»Ja«, sagte Dominic. »Paddle nicht in einer großen gelben Gummiente hin.«

Jack reckte die Daumen nach oben.

»Sobald du draußen bist, bringt uns Helen auf sechstausend Fuß. Von dort oben springen wir und segeln direkt an Deck. Auf dem Weg nach unten orten wir Ziele und versuchen, sie bei der Landung auszuschalten. Wenn wir gelandet sind und das Gurtzeug ablegen, möchte ich, dass du die Bootsleiter hinaufkletterst und bereit bist, uns zu verstärken.«

»Alles klar«, sagte Jack und spähte durch das Fenster. Vor ihm lag eine anstrengende Schwimmstrecke. Das Wasser in der Bucht sah kabbelig aus.

In diesem Augenblick stemmte sich Chester »Country« Hicks aus dem Kopilotensitz und kam nach hinten zur Kabinentür. Er legte den Hebel um, und der Rollladen an der Luke öffnete sich. Ein lokomotivähnliches Dröhnen erfüllte die ohnehin schon laute Kabine, begleitet vom Rauschen der Luft, die an dem mit neunzig Knoten fliegenden Flugzeug vorbeitoste.

Hicks hielt einen Finger in die Höhe. Noch eine Minute bis zum Absprung. Jack erhob sich zusammen mit Dom. Sie stießen erneut die Fäuste aneinander, dann ging Jack zu der offenen Luke.

Dom begleitete ihn und neigte sich zu seinem Ohr. »Und nicht vergessen ...«

Jack legte den Kopf schief. »Was nicht vergessen?«

»Alles«, grinste Chavez, klopfte dem Jüngeren auf den Rücken und deutete auf die offene Luke. »Ab mit dir, Jack. Du musst gerade runter wie ein Stein!«

Jack kämpfte gegen einen Anflug von Übelkeit an, wartete, bis Country das Kommando gab, und sprang dann hinaus.

Sieben Minuten später dümpelte Jack im Wasser vor der Bootsleiter am Heck der *Hail Caesar*, einer 21 Meter langen Nordhavn-Jacht, die einem Freund von Campus-Direktor Gerry Hendley gehörte. Das Boot ankerte vor Carpenter Point im Norden der Chesapeake Bay, ein paar Meilen östlich der Mündung des Susquehanna River.

Jack war erschöpft vom Schwimmen, was er dem Susquehanna wie auch dem North East River anlastete, die hier beide südwärts in die Bucht strömten und ihm das Vorankommen erschwert hatten. Er hatte keine Tauchausrüstung getragen, nur die Flossen und eine Tauchermaske mit Schnorcheln, sodass er den größten Teil der Strecke an der Oberfläche schwimmend zurückgelegt hatte. Wegen der Wellen hatte er sich jeden Meter erarbeiten müssen und einiges an Meerwasser geschluckt, und während er jetzt seine überschüssige Ausrüstung am Fuß der Bootsleiter verstaute und seine schallgedämpfte Maschinenpistole feuerbereit machte, würgte er ein wenig.

Ein Blick auf seine Uhr verriet ihm, dass er es gerade rechtzeitig geschafft hatte. Und dann erwachte wie auf Stichwort sein wasserdichtes Headset zum Leben, und Ding Chavez' Stimme flüsterte: »Eins in Position.«

Gleich darauf meldete Caruso über Funk: »Zwei. Planmäßig auf Zielobjekt.«

Jacks Meldung war nicht so machomäßig wie die seines Cousins. »Drei. Ich bin hier. Komme jetzt rauf.«

»Verstanden«, antwortete Chavez. »Wir sind direkt über dir.«

Jack erklimm die Bootsleiter und erblickte Ding und Dom in ihrer schwarzen Ausrüstung. Ihre Fallschirme waren zusammengerollt und unter einer dicken Taurolle auf dem Hauptachterdeck verstaut, und nur ein paar Schritte vor ihnen saß, mit dem Rücken an die Steuerbordwand gelehnt, Dale Henson, einer ihrer Sicherheitsleute und Mitglied der Gegnertruppe. Zwei rote Kleckse prangten auf der Brust seines Khaki-Overalls, und neben ihm auf dem Teakholzdeck lag eine Maschinenpistole.

Henson hatte einen Schokoriegel aus der Tasche gezogen und begann ihn jetzt zu essen, wobei er zu den drei Angreifern aufschaute, ohne sich im Geringsten den Anschein zu geben, als wollte er für die Dauer der Übung den Toten spielen.

Er zwinkerte Jack zu, dann verdrehte er die Augen und tat scherzhaft so, als hätte er gerade zwei Schüsse in die Brust bekommen.

»Nett«, flüsterte Chavez, und dann: »Fleming ist auf der Flybridge. Dom hat ihn in den Rücken gepikt, bevor er gemerkt hat, dass wir über ihm waren.«

Jack nickte. Zwei Gegner waren in aller Stille ausgeschaltet worden, und keiner war mehr dazu gekommen, über Funk eine Warnung abzusetzen.

Geräuschlos bildeten die drei Campus-Agenten eine taktische Formation und rückten auf dem Steuerborddeck zu der Tür vor, die in den Hauptsalon führte.

Ding ging voraus, Dominic direkt hinter ihm. Jack, der das Schlusslicht bildete, sah, wie Dom die rechte Hand hob und drei Finger abspreizte. Auf diese Weise teilte ihm Dom mit, dass sie es nach der Theorie, die er in der Cessna aufgestellt hatte, nur noch mit drei Gegnern zu tun hatten.

An der Luke zum Hauptsalon blieb Ding stehen und winkte Jack nach vorn. Er bückte sich tief hinab und

zückte ein HHIT2 – ein tragbares Inspektionsgerät. Es handelte sich um eine Minivideokamera mit wärmeempfindlichen Sensoren und einem langen biegsamen Schwannenhals zwischen Objektiv und eigentlichem Gerät. Jack bog den Hals nach unten und blickte, während er das Kameraauge langsam unter der Tür durchschob, auf den handygroßen Monitor. Die 13 Millimeter breite Kamera zeigte Jack die Szene dahinter. Dort saßen Pablo Gomez und Jason Gibson, die beiden anderen Übungsteilnehmer, auf Stühlen und sahen fern. Beide trugen Schutzbrillen, hatten Pistolen im Hosenbund stecken und Maschinenpistolen in Reichweite liegen.

Jack hielt für Chavez und Caruso zwei Finger hoch.

Während er seine Beobachtung fortsetzte, nahm Gomez das Funkgerät vom Tisch neben sich, sprach hinein und machte dann ein besorgtes Gesicht. Wahrscheinlich, so vermutete Jack, weil die an Deck wachenden Henson und Fleming nicht antworteten.

Gomez legte das Walkie-Talkie weg, erhob sich vom Stuhl und griff zu seiner MP. Gibson verstand den Wink und folgte seinem Beispiel.

Jack richtete sich auf, verstaute das Gerät in einer Gürteltasche, die er auf dem Rücken trug, und nahm seine MPX hoch. Gleichzeitig wandte er sich Chavez zu und flüsterte in dringlichem Ton: »Sie haben was gemerkt!«

Ding griff nach der Klinke, und als Jack den Feuerwahlhebel seiner SIG auf Dauerfeuer gestellt hatte, drückte Ding die Klinke nach unten und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

Jack gab kurze, kontrollierte Feuerstöße auf die beiden Männer ab, erledigte zuerst Gibson mit drei Schüssen gegen seine gut gepolsterte Einsatzweste und dann mit Treffern im selben Bereich auch Gomez, als der gerade seine MP3 auf die Eindringlinge richten wollte. Beide Männer sanken auf ihre Stühle zurück, legten sich die Waffen in den Schoß und hoben die Hände.

Jack schlüpfte in den Raum, schwang die Waffe herum und deckte die toten Winkel ab, während Chavez und Caruso an ihm vorbei zu der Treppe stürzten, die ins Unterdeck führte.

Jack schloss zu ihnen auf. Jetzt war Eile geboten, denn Jacks Waffe hatte trotz Schalldämpfer beträchtlichen Lärm gemacht, und an Bord befand sich eine Geisel, die durch das Geräusch bellender Feuerstöße in Gefahr gebracht wurde.

Sie kontrollierten rasch und effizient die Kabinen, teilten sich aber nicht auf, sondern nahmen sich jeden Raum zusammen vor. Vor der dritten der vier Kabinen angekommen, drückte Dom lautlos die Klinke und stieß die Tür auf. Drinnen saß auf einem Bett Adara Sherman, einen Becher Kaffee in der Hand und eine Zeitschrift auf dem Schoß.

Sie sah nicht einmal von ihrer Lektüre auf. »Juhu, ich bin gerettet!«, kommentierte sie in scherzhaft-spöttischem Ton.

Adara war unter anderem Transportmanagerin des Campus, aber heute spielte sie die Geisel, wie Dom wusste. Was er allerdings nicht wusste, war, ob sie mit einer Sprengfalle versehen oder mit einer Pistole bewaffnet war und den Befehl bekommen hatte, auf ihre Retter zu schießen, ob also ein Stockholm-Syndrom-Szenario angenommen wurde, und so hielt er seine Waffe auf ihre Brust gerichtet, als er auf sie zutrat. Er setzte dabei eine entschuldigende Miene auf und fiel für einen Augenblick aus der Rolle, gerade so lange, dass er es versäumte, die Toilette rechts neben Adara zu kontrollieren.

Der Fehler wurde ihm schon im nächsten Moment bewusst, doch da vernahm er von hinten aus dem Gang die Stimme seines Cousins: »Kontakt!«

Die Tür zur letzten Kabine flog auf, und John Clark stand da, eine MP5-Maschinenpistole im Anschlag und eine

Schutzbrille auf den Augen. Er eröffnete das Feuer, vermochte aber nur einen einzigen Schuss abzugeben, bevor ihm Domingo Chavez einen Dreier-Feuerstoß in die Brust jagte. Ding war klar, dass seine Geschosse in die dicke alte Drillichjacke einschlagen würden, die Clark über drei Thermo-Henley-Thermoshirts trug, um die Schmerzen zu mindern, die der Aufprall der FX-Geschosse verursachte.

Clark war schon häufiger von FX-Geschossen getroffen worden, und Chavez wusste, dass er kein Fan davon war.

In der Kabine mit der Geisel hörte Dom, wie Chavez draußen rief, dass die Gefahr auf dem Gang gebannt sei, worauf er die Waffe etwas sinken ließ, denn er war sich sicher, dass alle gegnerischen Schützen ausgeschaltet waren. Er wandte sich wieder Adara zu und durchsuchte sie, wie er es bei jeder befreiten Geisel tun würde.

Dabei gab ihm Jack von der Tür zwischen Kabine und Gang aus Deckung, doch Jack wusste nicht, dass die Nasszelle mit Toilette, Waschbecken und Dusche zur Linken von seinem Cousin noch nicht inspiziert worden war.

Dom kehrte der Nasszelle den Rücken zu, sodass er die Pistole nicht sah, die hinter dem Duschvorhang auftauchte, und auch Jack konnte sie nicht sehen, da die Dusche außerhalb seines Blickfelds lag.

Erst als der Knall einer Pistole die Kabine erfüllte, erkannten Dom und Jack, dass sie Mist gebaut hatten. Dom bekam den Schuss genau zwischen die Schulterblätter und fing sich sogar einen zweiten ein, bevor er zum Zeichen, dass er erledigt war, die Hände heben konnte.

Jack Ryan junior stürzte in die kleine Kabine, hechtete an Dom und Adara vorbei aufs Bett und jagte einen langen Feuerstoß in die Toilette, um die Gefahr zu beseitigen, bevor auch die Geisel getroffen wurde.

Die Projektile schlugen in den Duschvorhang ein und zerfetzten ihn, als wären es richtige Mantelgeschosse.

»*Autsch! Okay!* Du hast mich erwischt!« Die Stimme

hatte einen unverkennbaren Kentucky-Akzent, und Jack stockte das Blut in den Adern.

Gerry Hendley, der frühere *Senator* Gerry Hendley und jetzige Direktor des Campus, trat, mit roten Klecksen übersät, aus der Dusche und rieb sich einen scheußlichen roten Striemen seitlich am Hals, der in Sekundenschnelle anschwellte. »Du meine Güte, Clark hatte recht. Die fieseren kleinen Dinger tun richtig weh!«

»Gerry?«, krächzte Jack. Hendley war Ende sechzig, und wenn er mal auf etwas schoss, dann allenfalls auf ein paar Wachteln. Er hatte noch nie einer Übung des Campus beigewohnt, geschweige denn daran teilgenommen.

Jack konnte nicht begreifen, warum er hier war. »Das tut mir sehr leid! Ich wusste nicht ...«

John Clark rief vom Gang: »Feuer einstellen! Übung beendet! Sichert eure Waffen!«

Jack drückte den Feuerwahlhebel mit dem Daumen nach unten auf *Sicher* und ließ die Waffe vor der Brust baumeln.

Adara erhob sich vom Bett, riss die Schutzbrille herunter und lief zu Gerry. »Mr. Hendley, lassen Sie uns nach oben zu meinem Med-Kit gehen. Ich werde die schlimmsten Schrammen reinigen und verpfastern.«

Jack versuchte es wieder mit einer Entschuldigung. »Ich bin untröstlich, Gerry. Hätte ich geahnt, dass Sie ...«

Hendley hatte sichtlich Schmerzen, machte aber eine abwehrende Handbewegung. »Hätten Sie geahnt, dass ich der Gegnertruppe angehöre, hätte Ihnen die Übung nichts gebracht, oder? Sie *mussten* auf mich schießen.«

»Äh ... ja, Sir.«

»Natürlich hätte ich etwas mehr Treffsicherheit begrüßt«, fügte Gerry hinzu. »Ich habe eine gepolsterte Weste angezogen, weil John mir versichert hat, dass ich ein oder zwei Schüsse in die Brust bekommen würde, aber nicht mehr.«

Jack hatte Gerry an beiden Armen, an Hals, Brust, Bauch



und an der rechten Hand markiert. Die Wunden an Hand und Hals bluteten, und sein Hemdsärmel war zerrissen.

Als Adara ihn aus der Kabine und zu der Leiter geleitete, die zum Hauptdeck hinaufführte, blickte Gerry in dem schmalen Gang zu Clark und sagte: »Auf jeden Fall haben Sie Ihr Anliegen auf verdammt drastische Weise deutlich gemacht, John.«

Jack sah zu Clark hinüber und bemerkte, dass der Siebenundsechzigjährige, der normalerweise nur schwer aus der Fassung zu bringen war, sehr betreten dreinschaute.

»Tut mir leid, Gerry. So weit hätte es nicht kommen dürfen, unter welchen Umständen auch immer.«

Jack setzte sich neben Dom aufs Bett. Die beiden jungen Männer sahen aus wie Schüler im Büro des Direktors, kurz nachdem sie beim Unterrichtschwänzen erwischt worden waren.

Chavez lehnte sich an die Kabinenwand. »Verdammt, Jack. Du hast gerade deinen Chef aus kurzer Entfernung mit einem Dutzend FX-Geschossen eingedeckt, die mit einer Geschwindigkeit von 550 Kilometer pro Stunde fliegen. Er wird sich eine Woche lang so fühlen, als wäre er in ein Hornissennest getreten.«

»Was zum Teufel hat er hier eigentlich gemacht?«, fragte Dom.

John Clark trat in die Master-Kabine und blieb an der Tür stehen. »Gerry war hier, weil ich wollte, dass er sich selbst ein Bild macht. Mit nur drei Mann kann der Campus im Feld nicht sicher operieren. Wir haben zuletzt Glück gehabt, aber dieses Glück wird nicht von Dauer sein. Entweder wir bekommen Verstärkung in der operativen Abteilung oder wir können nur noch sehr begrenzte Aufträge annehmen.«

Chavez nickte. »Ich würde sagen, das ist deutlich geworden. Dom ist tot, zwei Schüsse in den Rücken. Hast du das Klo nicht gecheckt?«

»Ich habe mit fünf bösen Jungs gerechnet«, antwortete Dom. »Als der Fünfte erledigt war, bin ich nachlässig geworden.«

»Und das bedeutet?«, fragte Chavez.

Dom sah ihn an. Er unternahm nicht den geringsten Versuch, seinen Fehler zu entschuldigen. »Das bedeutet, dass ich Scheiße gebaut habe.«

Clark war mit dem Ablauf der Übung unzufrieden und machte daraus kein Hehl. »Es hat ja ordentlich angefangen. Jacks Sprung war gut, ich habe ihn durchs Fernglas verfolgt. Ihr seid alle drei souverän auf das Boot gekommen, habt euch schnell und zielstrebig zu der Geisel vorgearbeitet, die Gegenseite überrascht und fünf Gegner ausgeschaltet. Doch das Einzige, was im Gefecht zählt, ist, wie es ausgeht, und ihr habt bei dieser Übung ein Drittel eurer Leute verloren. Deshalb habt ihr versagt, wie man es auch betrachtet.«

Niemand sagte etwas darauf.

»Reinigt eure Ausrüstung«, fuhr Clark fort. »Stellt sie in die Schränke im Campus zurück, und nehmt euch das Wochenende frei. Aber ihr bekommt Hausaufgaben. Ich möchte zwei neue operative Mitarbeiter in den Campus holen, und jeder von euch soll mir einen Kandidaten vorschlagen. Am Montagmorgen reden wir darüber. Ich sehe mir die Kandidaten an, rede mit Gerry und gebe meine Empfehlungen.«

»Einer von den Sicherheitsleuten wäre vielleicht geeignet«, sagte Caruso.

Clark schüttelte den Kopf. »Lauter Männer mit jungen Familien. Lauter Männer, die schon seit Jahrzehnten dienen. Der operative Dienst ist ein Rund-um-die-Uhr-Job, dreihundertfünfzig Tage im Jahr, dafür sind die Jungs oben an Deck ungeeignet.«

Jack teilte Clarks Urteil – sie brauchten frisches Blut und mussten sich extern danach umsehen. Clark hatte sich vor

ein paar Jahren aus dem operativen Dienst zurückgezogen, und Dominic Carusos Bruder Brian, der davor dem Team angehört hatte, war bei einer Operation in Libyen getötet worden. Ihn hatte Sam Driscoll ersetzt, der dann in Mexiko umgekommen war. Seit damals hatten sie nur drei operative Agenten.

Jack nahm sich vor, am Wochenende gründlich darüber nachzudenken, wen er gern als Verstärkung in die Truppe holen würde, denn die Krisenherde der Welt wurden nicht weniger, und es lag auf der Hand, dass ein personell dezimierter Campus nicht die erforderliche Stärke hatte.

Zehn Minuten später war Jack wieder an Deck. Er hatte sich noch einmal bei Gerry entschuldigt, doch der hatte erneut abgewinkt, jetzt allerdings mit Pflastern beklebt und einer kühlen Flasche Heineken in der Hand.

Jack fühlte sich ziemlich unwohl. Gerry Hendley hatte ihm erst kürzlich die Rückkehr in den Campus erlaubt, nachdem er wegen Befehlsmissachtung sechs Monate hatte pausieren müssen.

Und jetzt das. Nicht gerade die beste Art, Gerry für das in ihn gesetzte Vertrauen zu danken.

**E**s dürfte niemand sonderlich überraschen, dass der Imam Khomeini International Airport in Teheran für Ausländer nicht der gastfreundlichste Flughafen der Welt ist, doch nach fast fünfstündigem Flug waren die Passagiere des Alitalia-Flugs 756 froh, dass sie die Maschine verlassen und sich die Beine vertreten konnten. Gewiss, für viele Geschäftsreisende, die jetzt die Gangway herabstiegen, war es keine sehr lange Etappe gewesen, aber die meisten von ihnen hatten schon einmal den internationalen Ankunftsterminal passiert und wussten, dass sie aufgrund der zeitraubenden Zoll- und Einreisekontrollen nicht so schnell in ihr Hotel kommen würden.

Mit einer Ausnahme.

Ein Mann, der jetzt von der Fluggastbrücke in den Terminal schlenderte, war regelmäßig Gast der iranischen Regierung und wusste, dass er schneller durch die Kontrollen kommen würde als seine bedauernswerten Mitreisenden. Als Geschäftsmann, der direkt mit verschiedenen Behörden der iranischen Regierung zusammenarbeitete, bekam er sofort nach Verlassen der Maschine einen persönlichen Betreuer zugeteilt. Dieser Betreuer würde ihm während seines dreitägigen Aufenthalts nicht von der Seite weichen und als Dolmetscher und Kontaktmann zu den Behörden dienen. Außerdem wusste der Reisende, dass draußen ein Mercedes der Regierung im absoluten Halteverbot parkte, dessen Fahrer darauf wartete, ihn und seinen Betreuer in

den kommenden Tagen in der riesigen Stadt umherzuchauffieren.

Am Ende der Fluggastbrücke lehnte ein Iraner in den Vierzigern an der Wand. Das breite Grinsen auf seinem Gesicht wurde noch breiter, als er den großen blonden Mittdreißiger erkannte, der aus der Schlange der aus Rom kommenden Passagiere ausscherte und ihm zuwinkte.

Der Blonde zog eine Rolltasche hinter sich her und trug einen Aktenkoffer. Auf Englisch rief er: »Faraj! Es ist immer wieder schön, Sie zu sehen, mein Freund.«

Faraj Ahmadi hatte einen buschigen Schnurrbart, dichtes schwarzes Haar und trug einen dunkelblauen Anzug ohne Krawatte. Er legte sich die Hand aufs Herz und deutete eine Verbeugung an, dann streckte er dem Neuankömmling die Hand entgegen und begrüßte ihn mit einem kräftigen Händedruck. »Willkommen zurück, Mr. Brooks. Ich freue mich, Sie zu sehen.«

Das Lächeln auf dem Gesicht des Westlers wich einem gespielten Stirnrunzeln. »Also wirklich. Müssen wir das schon wieder durchkauen? Mr. Brooks war mein Vater. Ich habe Sie doch gebeten, mich Ron zu nennen.«

Faraj Ahmadi verbeugte sich noch einmal höflich. »Ja natürlich, Ron. Ich vergesse es immer. Hatten Sie einen angenehmen Flug?«

»Auf dem Flug von Toronto nach Rom habe ich die meiste Zeit geschlafen und auf dem Weg von Rom hierher gearbeitet. Ich war also auf beiden Flügen produktiv.«

»Ausgezeichnet.« Faraj nahm ihm die Rolltasche ab und schlug den Weg zur Einreisekontrolle ein. »Mittlerweile kennen Sie ja das Prozedere hier am Flughafen.«

»Ich könnte es im Schlaf durchlaufen«, erwiderte Brooks. »Ein- oder zweimal habe ich das wahrscheinlich sogar.«

Faraj grinste noch breiter. »Sie waren ziemlich regelmäßig hier, nicht wahr?«

Brooks ging mit dem Aktenkoffer neben Ahmadi her,

der seine Tasche zog. »Ich habe neulich in meinem Kalendar nachgesehen. Dies ist mein sechzehnter Besuch innerhalb der letzten drei Jahre. Das macht über fünf pro Jahr.«

Wieder wurde das Grinsen unter dem dichten Schnurrbart des Iraners breiter. Ahmadi war iranischer Beamter, aber er hatte eines der fröhlichsten, angenehmsten Gesichter, die Brooks je gesehen hatte. »Wir freuen uns immer, Sie hier begrüßen zu dürfen. Wie ich weiß, sind meine Kollegen zuversichtlich, dass Sie auch künftig von Kanada aus ohne Umstände werden einreisen können.«

»Ich muss zugeben, dass mich das ganze Gerede über ein Einreiseverbot in den Nachrichten beunruhigt hat.«

Sie bogen nach links ab, und die langen Schlangen vor den Einreiseschaltern kamen in Sicht. Gut und gern dreihundert Leute warteten auf ihre Passkontrolle. Doch die beiden Männer gingen einfach weiter, schlugen einen Bogen links um die Menge herum und folgten einem leeren Gang.

»Wir hoffen alle, dass Geschäftsleute wie Sie von den Vereinten Nationen die Erlaubnis erhalten, weiterzuarbeiten wie bisher«, sagte Faraj.

»Dem kann ich mich nur anschließen«, erwiderte Brooks. »Zumindest wissen wir, wem wir die neuen Verstimmungen zwischen gewissen westlichen Ländern und Ihrem zu verdanken haben.«

Farajs Grinsen blieb unverändert, doch er nickte. »Nur zu wahr. Ich bin nur ein Kontaktmann und kein Politiker oder Diplomat, aber ich schaue mir die Nachrichten an. Offensichtlich droht der amerikanische Präsident meinem friedlichen Land wieder mit erhobenem Zeigefinger.«

»Sie möchten seinen Namen öffentlich nicht in den Mund nehmen, das verstehe ich. Aber ich werde es tun. An allem ist nur dieser verdammte Hurensohn Jack Ryan schuld.«

Jetzt lachte Faraj. »Ich glaube, wenn Sie es so ausdrücken, wird hier niemand etwas dagegen haben.«

Sie kamen an einer Toilette vorbei, und Faraj, stets einfühlbarer Gastgeber, sagte: »Die Kontrolle wird nur ein paar Sekunden dauern, aber der Verkehr auf der Tehran-Saveh-Road ist heute Morgen schlimm.« Er deutete auf die Toilette. »Wenn Sie also gerne ...«

»Nicht nötig, Faraj. Ich habe mein Geschäft vor der Landung erledigt.« Brooks zwinkerte seinem Freund zu. »Deswegen nennt man mich Geschäftsmann.«

Sekunden später standen sie vor dem Einreiseschalter. Selbst der Beamte, der an dem VIP-Schalter saß, erkannte den großen Mann mit dem hellen Haar und den blauen Augen. In einem guten Englisch, das aber nicht annähernd so gut war wie das Ahmadis, sagte der weißhaarige Beamte: »Guten Morgen, Mr. Brooks. Willkommen zurück in der Islamischen Republik Iran.«

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, Sir«, erwiderte Brooks. Er stellte nicht einmal den Aktenkoffer ab, da er schon in Sekunden den Weg zum Wagen fortsetzen würde.

Er händigte seinen kanadischen Pass mit dem Visum darin aus, trat vor die Kamera und lächelte, als er fotografiert wurde. Ein grünes Licht leuchtete an dem Fingerabdrucklesegerät vor ihm auf, und er legte den Daumen darauf, so wie er es schon fünfzehn Mal getan hatte.

»Wie lange bleiben Sie diesmal, Mr. Brooks?«, fragte der Beamte.

»Leider nur drei Tage. Es ist nur eine Stippvisite für ein paar Besprechungen.«

»In Ordnung, Sir.« Der Beamte drückte ein paar Tasten auf seiner Tastatur.

Derweil blickte Brooks zu seinem Aufpasser. »Was steht heute als Erstes auf dem Programm, Faraj?«

Faraj Ahmadi war hinter den Einreiseschalter getreten,

hier so vertraut wie ein Flughafenangestellter, da er viele Male Leute abgeholt hatte, die mit der Regierung Geschäfte machten. Er legte seine eigenen Papiere ab, blickte auf den Computerbildschirm und bereitete sich darauf vor, den Kanadier hinauszuführen. »Ich habe mir gedacht, wir könnten in dem Restaurant in der Malek-e-Ashtar-Straße, das Sie so mögen, eine Kleinigkeit essen, bevor wir ins Hotel fahren, wo Sie sich ausruhen können. An dem Dinner heute Abend ...«

Ahmadi hielt im Sprechen inne, und sein Dauerlächeln schwächelte ein wenig, als er leicht verwirrt auf den Monitor blickte. Er wandte sich an den Einreisebeamten und sagte etwas auf Farsi.

Der Uniformierte antwortete in derselben Sprache und drückte noch ein paar Tasten. Auch sein Gesicht nahm einen verwirrten Ausdruck an.

Die Männer sprachen leise miteinander, aber Brooks verstand kein Farsi und schaute nur lächelnd auf seine Uhr. Nach ein paar Sekunden blickte er wieder zu seinem Betreuer und glaubte, jetzt einen gewissen Unmut in Ahmadis Gesicht auszumachen.

Der kanadische Geschäftsmann setzte seinen Aktenkoffer auf dem Boden ab. Offensichtlich dauerte es noch einen Moment. »Gibt es ein Problem, Faraj?«

Das breite Lächeln kehrte sofort zurück. »Nein, nein. Es ist nichts.« Dann sprach Faraj wieder mit dem sitzenden Beamten, kniff ihn scherzhaft in die Schulter und riss irgendeinen Witz. Die beiden grinsten, doch Brooks bemerkte, dass der Beamte jetzt schneller tippte, den Kopf schief legte und etwas auf dem Bildschirm betrachtete.

Brooks war fünfzehn Mal hier eingereist, aber das hatte er noch nicht erlebt.

Als die beiden Iraner wieder ein paar Worte wechselten, fragte der Kanadier: »Was ist denn los, Faraj? Lässt meine Ex nach mir fahnden?«



Faraj kratzte sich am Kopf. »Nur ein Problem mit dem Fingerabdruckleser, glaube ich. Würden Sie es noch einmal versuchen?«

Ron Brooks blies theatralisch über seinen Daumen und legte ihn wieder auf das Lesegerät. »Sagen Sie mir, wer Ihnen die Scanner verkauft, und ich besorge Ihnen ein besseres Modell aus dem Ausland und unterbiete den Preis, den Sie jetzt bezahlen.«

Faraj lächelte, hielt die Augen aber auf den Bildschirm gerichtet.

Der Einreisebeamte lachte gar nicht mehr. Seine Hand glitt unter den Tisch, und Ahmadi fuhr ihn wütend an. Die Antwort erfolgte in entschuldigendem Ton, und obwohl Ron die Sprache nicht verstand, begriff er, dass der Beamte auf irgendeinen Knopf gedrückt hatte. Drei weitere Zollbeamte, einer davon in Zivil mit einem Schildchen am Revers, erschienen auf der Bildfläche und starrten auf den Monitor.

Brooks machte einen Scherz. »Ich weiß, ich hätte die Hosentasche voll Pistazien deklarieren müssen, die ich aus dem Iran mitgenommen habe, als ich im Mai hier war.«

Faraj lächelte nicht mehr und hörte dem Kanadier nicht einmal mehr zu. Der leitende Zollbeamte sagte etwas in ruhigem, dienstlichen Ton zu dem Betreuer, und Faraj antwortete auf Farsi mit größerer Erregung, als Brooks jemals bei dem gewöhnlich ruhigen und gutgelaunten Mann gesehen hatte.

Das Gespräch endete damit, dass Faraj Ahmadi sich Brooks zuwandte. »Bitte entschuldigen Sie, Ron. Unser Computer hat ein Systemproblem. Das ist noch nie vorgekommen. Wir werden das in Ordnung bringen, aber bis dahin kann Ihr Visum nicht bearbeitet werden. Würden Sie mir bitte in einen Warteraum folgen? Wir können einen Kaffee trinken, während man den Fehler behebt.«

Ron Brooks zuckte die Achseln und lächelte schwach. »Gewiss, Faraj. Meinetwegen.«

»Es tut mir leid.«

»Machen Sie sich keine Gedanken, mein Freund. Sie sollten mal sehen, was ich über mich ergehen lassen muss, wenn ich die Vereinigten Staaten besuche. So ein Haufen Arschlöcher.«

Nach einem Warteraum sah das für Ron Brooks nicht aus. Er war in ein fensterloses Kabuff geführt worden, nicht größer als fünf auf fünf Meter. Die ganze Einrichtung bestand aus einem einfachen Tisch mit drei Stühlen drum herum und einem ungerahmten Poster des Imam Khomeini Airport und einem zweiten des gegenwärtigen Präsidenten des Landes.

Ein großer Spiegel bedeckte eine Wand, und eine hoch oben in der Ecke angebrachte Kamera war auf den Tisch gerichtet.

Brooks wusste genau, wo er war. In einem Gepäckkontrollraum, in den man Schmuggler brachte, um ihr Gepäck gründlich zu durchsuchen.

Drei Polizisten im Kampfanzug mit automatischen Gewehren vor der Brust standen in der Tür. Sie betrachteten Brooks neugierig, wirkten aber weder nervös noch aufgeregt. Als Brooks sich an Faraj wandte und auf die Anwesenheit der drei Männer ansprach, erbleichte der Betreuer vor Verlegenheit. »Das sind nur die leidigen Vorschriften. Sie werden sich gleich in aller Form bei uns entschuldigen müssen, Ron. In der Zwischenzeit hole ich Ihnen einen Kaffee. So wie Sie ihn mögen. Nur mit einem Stück Zucker.«

Brooks lächelte seinen Freund an, aber das Lächeln fiel ihm jetzt schwerer. »Hören Sie, ich weiß, dass Sie nichts dafür können, aber ich bin wirklich müde und hungrig, und ich bin nicht gerade davon begeistert, dass dieses Empfangskomitee mich wie einen Verbrecher behandelt. Vielleicht könnten Sie General Rastani anrufen, damit er den Jungs hier Druck macht. Er war es schließlich, der

darauf bestanden hat, dass ich diese Woche nach Teheran komme. Er wird sicher wissen wollen, was hier vorgeht.«

Ein Hoffnungsschimmer erhellte das Gesicht des Iraners. »Ja, natürlich! Das werde ich sofort tun. Zuerst den Kaffee, dann rufe ich ...«

»Ich habe schon im Flugzeug einen Kaffee getrunken. Wie wär's, wenn wir nur den General anrufen?«

Faraj verbeugte sich. »Gewiss. Wir werden im Handumdrehen hier draußen sein.«

Zwei Stunden und zwanzig Minuten nachdem sein Betreuer mit dem Versprechen, die Angelegenheit zu regeln und in Kürze zurück zu sein, aus dem kleinen Gepäckkontrollraum geeilt war, saß Ron Brooks immer noch allein an dem Tisch. Faraj hatte sich nicht wieder blicken lassen, und die Tür zum Korridor war zwar nicht verriegelt worden, doch die Zahl der bewaffneten Wächter war von drei auf acht angewachsen, und jedes Mal, wenn Ron die Tür öffnete und fragte, ob jemand Englisch spreche, scheuchte ihn ein junger Mann im Kampfanzug mit einem Gewehr vor der Brust mit einer Handbewegung zurück und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Ron hatte gestanden, war auf und ab gegangen, und jetzt saß er und schaute auf seine Uhr. Wütend blickte er zu der Kamera hoch oben in der Ecke hinauf und deutete auf seinen Schritt, womit er zu verstehen geben wollte, dass er pinkeln musste.

Sekunden später wollte er gerade den Kopf auf den Tisch legen, als die Tür aufging und drei Männer in schwarzen Anzügen eintraten. Keiner lächelte, keiner grüßte, keiner stellte sich vor.

Brooks sah einen nach dem anderen an und erwiderte ihre eisigen Blicke. Er hatte die Nase voll und machte aus seinem Ärger kein Hehl. »Wo ist Ahmadi? Ich brauche meinen Dolmetscher.«

Der älteste der drei Männer setzte sich. Er hatte einen grauen Bart und trug zu seinem Anzug ein kragenloses Hemd. Brooks wusste, dass Krawatten im konservativen Iran als Ausdruck westlicher Dekadenz galten. Es gab sogar Vorschriften, die sie verboten, auch wenn sich viele nicht daran hielten.

Dieser Mann und seine Kollegen aber sehr wohl.

»Sie brauchen keinen Dolmetscher«, sagte der Graubart.  
»Wir sprechen alle Englisch.«

»Gut. Dann werden Sie mir ja erklären können, was zum Teufel hier los ist.«

»Aber gewiss. Es gibt ein ernstes Problem mit Ihren Papieren.«

Brooks schüttelte den Kopf. »Nein, Kamerad, das kann nicht sein. Ich bin kein vertrottelter Tourist. Das ist nicht mein erster Besuch hier.«

»Es ist Ihr sechzehnter«, sagte der Graubart, was Brooks für einen Augenblick verwirrte.

»Ja ... das ist richtig. Und es sind dieselben Papiere, mit denen ich die letzten fünfzehn Male ohne das geringste Problem eingereist bin.«

»Da stimme ich Ihnen zu, Sir«, sagte der Graubart.  
»Aber im Unterschied zu Ihrem jetzigen Besuch wussten wir bei den letzten fünfzehn Malen nicht, dass Ihr Pass mehrere falsche Angaben enthält.«

Brooks prallte zurück. »Falsche Angaben? Wo denn?«

Der Graubart beugte sich etwas vor. »Zunächst einmal in der Namenszeile.«

»Ich ... ich verstehe nicht.«

Der Graubart drehte die Hände um und hielt sie entschuldigend hoch. »Sie heißen nicht Ron Brooks.«

»Was soll der Unsinn? Rufen Sie General Hossein Rastani an und fragen Sie ...«

»Ihr Name ist Stuart Raymond Collier«, übertönte der Graubart den laut gewordenen Westler.

Brooks legte den Kopf schief. »Wie? Mein Freund, ich kann Ihnen versichern ... Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Und auch Ihr angegebener Beruf stimmt nicht. Sie sind nicht der Eigentümer einer internationalen Import-Export-Firma. In Wahrheit sind Sie Mitarbeiter der CIA.«

»Der CIA ... ist das Ihr Ernst?« Brooks sprang auf, so dass die drei Männer erschrecken, drehte sich dann aber von ihnen weg und ging vor dem Spiegel auf und ab. »Was wird hier gespielt? Wollen Sie Geld aus mir herauspressen?«

Die drei Männer sahen einander nur an.

»Holen Sie mir einen Verantwortlichen. Ich arbeite sehr eng mit einigen wichtigen Männern in Ihrer Regierung zusammen.«

Der Graubart antwortete mit einem Achselzucken. »Und das bereitet uns natürlich große Sorge. Glauben Sie mir, wenn ich sage, dass jeder, mit dem Sie bei Ihren Besuchen in Kontakt gekommen sind, inhaftiert und ausführlich über seine Verbindung zu Ihnen verhört wird. Auch General Rastani.«

Brooks richtete vorwurfsvoll den Finger auf den sitzenden Mann. »Das ist kompletter Schwachsinn. Sie müssen mir Beweise vorlegen. Sie können nicht einfach ...«

Der Graubart schüttelte den Kopf, bevor Brooks ausgeredet hatte. »Wir müssen gar nichts, Mr. Collier. Sie hingegen müssen genau das tun, was wir von Ihnen verlangen. Und jetzt verlange ich von Ihnen, dass Sie ganz ruhig bleiben, natürlich nur zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

»Hä?«

Einer der beiden anderen öffnete die Tür zum Korridor. Die acht Polizisten in Tarnanzügen drängten in den Raum, umringten den Mann, den die Iraner Stuart Collier nannten, drehten ihn um und stießen ihn gegen die verspiegelte Wand. Er leistete keinen Widerstand, aber er schrie laut,

als sie ihm Anzugjacke und Schuhe auszogen, den Gürtel abnahmen und ihn dann gründlich durchsuchten.

»Ich bin nicht Stuart Collier! He! Hört mir doch zu, ihr Hurensöhne! Ich bin nicht Stuart Collier. Ich habe den Namen nie gehört. Und ich bin nicht bei der CIA!

Faraj! Wo ist Faraj Ahmadi? Jemand muss mit Dr. Isfahani sprechen. Und mit General Rastani. Sie sollen den Typen klarmachen, dass ich nicht Stuart Collier heiÙe und dass ich nicht bei der CIA bin.«

Von den Sicherheitsleuten umringt, wurde er durch Seitengänge des Flughafens weggebracht. Niemand sprach ein Wort außer ihm, allerdings machten die acht glänzenden Stiefelpaare auf den Steinfliesen beträchtlichen Lärm.

Der Westler brüllte dagegen an: »Sie machen einen großen Fehler! Jemand muss die kanadische Botschaft anrufen! Ich bin Ron Brooks! Ich bin Ronald Charles Brooks aus Toronto. Ich heiÙe nicht Stuart Collier!«

Dann war er in einer Tiefgarage. Die Tür eines SUVs wurde geöffnet. Dutzende Männer standen drum herum, alle offensichtlich Polizisten oder Sicherheitsbeamte. Ron entdeckte Faraj, der gerade auf den Rücksitz eines anderen Zivilfahrzeugs verfrachtet wurde.

»Faraj! Sagen Sie es ihnen! Verdammt, sagen Sie es ihnen!« Bevor man seinen Kopf nach unten drückte und ihn durch die Seitentür des SUVs stieß, blickte er sich noch einmal um und brüllte: »Mein Name ist nicht Stuart Collier, und ich bin nicht von der CIA!«

**D**er Direktor der Central Intelligence Agency blickte über den Eichenschreibtisch im Oval Office hinweg in die besorgten Augen des Präsidenten der Vereinigten Staaten und sagte: »Sein Name ist Stuart Collier. Er arbeitet für die CIA.«

Jay Canfield verbarg seine Frustration nicht, als er Präsident Jack Ryan von der Verhaftung des CIA-Mannes in Teheran berichtete. »Wir wissen noch nicht genau, wie er aufgefliegen ist.«

»Ist er ein NOC?«, fragte Ryan. Die sogenannten *non-official cover operatives* waren die geheimsten Agenten im National Clandestine Service der CIA. Sie waren als Privatbürger im Ausland tätig und operierten als Spione, genossen aber nicht die diplomatische Immunität eines als Diplomat getarnten Agenten.

Canfield nickte. »Ja. Und ein verdammt guter. Er operierte unter dem Namen Ronald Brooks, Kanadier. Er hat fast vier Jahre an dieser Tarnung gearbeitet. Und seit über drei Jahren ist er in iranischen Technologiebetrieben herumgelatscht.«

Draußen vor den dicken Fenstern des Oval Office regnete es in Strömen, und der Nachmittagshimmel war dunkel. Für Ryans Geschmack passte das Wetter zu den schlechten Neuigkeiten des CIA-Direktors.

Der Präsident nahm die Brille ab und rieb sich die Nasenwurzel. »Wann ist es passiert?«

»Vor acht bis zehn Stunden. Wir haben es gerade von den Kanadiern erfahren, die es direkt von den Iranern haben.«

»Wussten die Kanadier, dass wir einen NOC unter kanadischem Decknamen im Einsatz hatten?«

»Ja. Sie haben ihm einen echten Pass ausgestellt, deshalb hat keinerlei Gefahr bestanden, dass die Iraner gefälschte Papiere bei ihm finden und seine Legende aufdecken.«

»Was hat Brooks – ich meine Collier – getan? Was für Informationen hat er gesammelt?«

»Man könnte fast sagen, er war die Speerspitze unserer Aufklärung im Iran. Seine Rolle für die Iraner bestand darin, dass er ihnen Güter mit doppeltem Verwendungszweck beschaffte, die nicht unter die derzeitigen Sanktionen fielen. Ihre Rüstungsbeschaffer gaben ihm eine Einkaufsliste mit technischen Produkten, und er sah sich im Westen um, tat Lieferanten auf, handelte Konditionen aus, organisierte den Transport und erledigte den Papierkram. Nichts Illegales, aber wir rechneten damit, dass die Iraner ihn früher oder später bitten würden, bei der Beschaffung weniger legaler Güter zu helfen.«

Ryan stutzte. »Dann hat die Agency den Iranern dabei geholfen, Militärgüter im Westen zu besorgen?«

»Sie hätten sie so oder so bekommen, und wie gesagt, es war nichts dabei, was Sanktionen unterlag. Wir haben Collier ins Spiel gebracht, weil wir auf diese Weise erfuhren, was sie bekamen, wo sie es beschafften und wie es ins Land gelangte, für den Fall, dass es uns gelang, strengere Sanktionen durchzusetzen. Und hätten sie ihn irgendwann gebeten, sanktionierte Güter zu besorgen, hätten wir als Erste davon erfahren. Wir wären in der Lage gewesen, es zu unterbinden, und hätten der UNO Beweise vorlegen können.«

Jetzt rieb sich Canfield das Gesicht. »Aber daraus wird nun nichts mehr. Die Option hat sich erledigt. Jetzt stellt sich nur die Frage ...«



»... wie zum Teufel Collier aufgefliegen ist«, vollendete Präsident Jack Ryan den Satz.

»Ganz genau, Mr. President. Von der Operation wussten keine zwei Dutzend Leute, mich mitgerechnet, und wir wurden so gründlich überprüft wie in unseren Nachrichtendiensten nur irgend möglich. Die elektronischen Systeme arbeiten zuverlässig, da gab es keine Sicherheitslücke. Bislang stehen wir vor einem absoluten Rätsel. Natürlich drehen wir jeden Stein um und versuchen herauszufinden, was passiert ist.«

»Was werden sie mit ihm machen?«

»Er ist ein NOC, deshalb können sie mit ihm machen, was sie wollen. Allerdings ... Mit Ihrer Erlaubnis könnten wir uns in aller Stille an ein Drittland wenden, zum Beispiel an die Schweden, und zu verstehen geben, dass der kanadische Geschäftsmann Ronald Brooks für uns von Wert ist. Aus humanitären Erwägungen, so was in der Art. Sie werden wissen, dass das Quatsch ist, aber sie werden ihm nichts tun, weil sich später mit ihm noch ein Geschäft machen lässt. Natürlich gestehen wir damit stillschweigend ein, dass er von der Agency ist, aber wenn wir es nicht tun, hängen sie ihn vielleicht an einem Baukran auf.«

Ryan nickte. »Genehmigt. Ich möchte ihn da raushaben.«

»Ja, Sir. Aber Sie wissen, wie das läuft. Sie werden ihn eine Weile festhalten und ihm und uns die Daumenschrauben anlegen. Je prekärer und miserabler seine Lage wird, desto mehr werden die Iraner von uns für seine Freilassung bekommen. Würden sie von vornherein zusagen, ihn glimpflich zu behandeln, könnten sie bei Verhandlungen weniger Druck ausüben. – Mr. President, machen wir uns nichts vor. Collier geht im Moment durch die Hölle, und auf absehbare Zeit wird das so bleiben. Wir können nicht das Geringste dagegen tun.«

Ryan lehnte sich in seinem Stuhl zurück und blickte auf

die gegenüberliegende Wand, als suchte er einen Punkt in tausend Meter Entfernung. Nach einer Weile wandte er sich wieder Canfield zu. »Sondieren Sie über inoffizielle Kanäle das Terrain. Finden Sie heraus, was es uns kosten wird, Collier zurückzuholen.«

»Ja, Sir.«

»Ist damit zu rechnen, dass die Iraner ihn in den Medien vorführen?«

»Darauf können Sie wetten, Sir.«

»Warum ist eigentlich Mary Pat nicht hier?«, fragte Ryan.

Mary Pat Foley, die Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste, legte normalerweise Wert darauf, ins Oval Office zu kommen, wenn dem Präsidenten über eine Geheimdienstkrise dieser Tragweite berichtet werden musste. Ryan und Foley waren seit vielen Jahren beruflich und privat eng miteinander verbunden.

»Sie ist auf dem Weg in den Irak«, antwortete Canfield. »Sie nimmt persönlich an einer Operation teil.«

»Persönlich? Wieso das?«

»Anscheinend will sie den Kontakt zum menschlichen Faktor in der Geheimdienstarbeit nicht verlieren. Sie sagt, sie verbringe zu viel Zeit damit, auf Konferenzen herumzusitzen und auf Computerbildschirme zu starren.«

Ryan war darüber nicht erfreut. Er verstand zwar Mary Pats Motive und wusste sie zu schätzen, doch die Tatsache, dass sie während eines Debakels wie der Verhaftung eines CIA-Agenten in Teheran nicht hier war, bedeutete für ihn, dass er auf den unmittelbaren Beitrag des ranghöchsten Mitglieds der Geheimdienstgemeinde verzichten musste.

»Wann wird sie zurückerwartet?«

»Ich habe sie durch ihren Stellvertreter benachrichtigt. Ich nehme an, dass sie angesichts der Nachrichten aus dem Iran ihre Reise abkürzen wird. Ich kann sie für Sie ans Telefon holen.«

»Nein, soll sie ruhig tun, was sie tun muss. Sie kann mich ja anrufen, wenn sie etwas dazu zu sagen hat. Ich kann nur hoffen, dass sich ihr persönlicher Einsatz da drüben auch lohnt.« Ryan tat den Gedanken mit einer Handbewegung ab. »Halten Sie mich über die Ermittlungen auf dem Laufenden, besonders in Bezug auf die Frage, wie seine Legende aufgeflogen ist.«

Die Gegensprechanlage auf Ryans Schreibtisch piepte, und die Stimme seiner Sekretärin tönte aus dem Lautsprecher: »Mr. President, Justizminister Murray ist hier. Ob Sie ihm fünf Minuten Ihrer Zeit opfern könnten.«

Ryan blickte zu Canfield, und dieser stand auf.

»Schicken Sie ihn herein.«

Canfield begrüßte den eintretenden Dan Murray und ging an ihm vorbei zur Tür.

»Das könnte auch für Sie interessant sein, Jay«, sagte Murray. »Ich hätte gern, dass Sie bleiben, wenn der Präsident damit einverstanden ist.«

Ryan winkte beide Männer zu dem Sofa ihm gegenüber und nahm selbst wieder Platz.

»Es geht um den Vorfall in New Jersey letztes Wochenende«, begann Murray. »Die Tat war definitiv kein Zufall.«

Ryan hob die Augenbrauen. »Dass Sie Jay und mich darüber informieren, sagt mir, dass die Schießerei in dem mexikanischen Restaurant in New Jersey Auswirkungen auf die nationale Sicherheit hat.«

»Leider ja. In ein, zwei Stunden wird die Sache bekannt, aber Sie müssen es vorher erfahren. Wie sich herausgestellt hat, war der Schütze ein dreiundzwanzigjähriger Russe namens Vadim Retschkow. Er hat mit einem Studentenvisum in den USA gelebt, an einer technischen Hochschule in Oregon Computerwissenschaften studiert, dann aber das Studium abgebrochen. Die Lokalpolizei hat ihn vor ein paar Monaten wegen Trunkenheit und Ruhestörung aufgegriffen. Er hat eine Vorladung bekommen und

wäre abgeschoben worden, ist aber nicht zur Verhandlung erschienen.«

»Kommt es denn vor, dass von Abschiebung bedrohte Kriminelle zur Verhandlung erscheinen?«, fragte Ryan nur.

»Nicht sehr oft, insofern ist das keine Überraschung. Die eigentliche Überraschung ist, dass der Schütze einen Bruder hatte, der Maschinenmaat auf der *Kazan* war, einem der russischen U-Boote, die von der USS *James Greer* versenkt wurden. Man hat es bisher verschwiegen, aber eines der Opfer in dem mexikanischen Restaurant war Commander Scott Hagen, der Kapitän der *James Greer*.«

»O mein Gott«, stieß Ryan hervor. Er hatte Hagen und seiner Mannschaft einen persönlichen Besuch abgestattet, als sie mit ihrem beschädigten Zerstörer der Arleigh-Burke-Klasse nach Virginia zurückgekehrt waren.

Murray fügte eilends hinzu: »Hagen wird überleben. Er hat zwei Schüsse aus einer AK-47 abbekommen. Aber sein Schwager wurde von einer Kugel in den Hinterkopf getroffen. Er ist tot, außerdem ein Kellner und ein weiterer Gast. Sechs Verletzte, Hagen mitgerechnet.«

Weder Canfield noch Ryan fragten, ob es ein Zufall gewesen sein könnte. Beide Männer waren dafür schon zu lange im Geschäft.

»Scott Hagen hat der Polizei gegenüber ausgesagt, dass er den Schützen vor dem Vorfall dabei ertappt hat, wie er ihn beobachtete«, fuhr Murray fort. »Die Sache wurde ihm so unheimlich, dass er mit seiner Familie das Lokal verlassen wollte. In dem Moment kam der Typ bewaffnet zurück und eröffnete das Feuer.«

»Hatte Hagen keine Leibwächter?«

»Als er in die Staaten zurückkehrte, stand auf Veranlassung des Verteidigungsministeriums ein paar Wochen lang ein Wagen mit zwei Agenten vor seinem Haus. Die Ortpolizei fuhr in dem Viertel häufiger Streife, und natürlich herrschen auf der Werft, wo die *James Greer* im Trocken-

dock liegt, strenge Sicherheitsvorkehrungen. Da aber keine konkrete Bedrohung vorlag und Hagens Ausflug nach New Jersey rein privater Natur war, hat man nicht auf ihn aufgepasst. Für den Commander bestand keine unmittelbare Gefahr, und so hat das Ministerium keine über das übliche Maß hinausgehenden Schutzmaßnahmen ergriffen.«

»Dann geht man also davon aus, dass dieser Russe aus der Zeitung erfahren hat, dass Commander Hagen der Kapitän der *James Greer* war«, sagte Ryan. »Und dass er ihn dann ausfindig gemacht und versucht hat, ihn zu töten, weil er ihn für den Tod seines Bruders verantwortlich machte. Ja?«

»So hat es jedenfalls den Anschein. Und das ist merkwürdig, ehrlich gesagt. Die FBI-Ermittler haben noch nicht herausgefunden, woher Retschkow wusste, dass Hagen an diesem Abend in diesem Restaurant sein würde. Der Russe hat sich sechs Tage zuvor in Portland einen Wagen gemietet, ist dann quer durchs Land gefahren, hat sich in der Nähe von Salt Lake City die AK und Munition und später in Lincoln, Nebraska, weitere Munition und ein Messer gekauft. Wenn er jemals mit der Waffe geschossen hat, dann irgendwo am Straßenrand. Jedenfalls haben wir keinen Hinweis darauf, dass er auch nur einen Schießstand besucht hat.«

»Dann hat wahrscheinlich kein besonders ausgefeilter Plan dahintergesteckt«, sagte Canfield. »Dieser Schwachkopf hat vom anderen Ende des Landes einen Hinweis auf Hagen bekommen und dann spontan gehandelt.«

Murray nickte. »Es gibt zwar noch viel zu klären, aber so ist es unseres Erachtens gewesen.«

Jay Canfield überlegte einen Moment. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Moskau etwas damit zu tun hat. Nicht weil die Russen sich zu so etwas nicht hergeben würden, sondern weil dieser Attentäter offensichtlich ein Stümper war.«

»Richtig«, stimmte Ryan zu.

»Das Verteidigungsministerium hat für alle Kommandeure von Navy und Marine Corps, die in der Ostsee beteiligt waren, Personenschutz angeordnet«, sagte Murray. »Nur für den Fall, dass die Sache Teil einer größeren Verschwörung ist.«

Darauf berichtete der Präsident dem Justizminister von der Verhaftung des CIA-Agenten in Teheran.

Murray blickte zu Canfield. »Sie haben keine Ahnung, wie Ihr Mann aufgefliegen ist?«

Canfield schüttelte den Kopf. »Nicht die geringste.«

»In derselben Woche, wo unter ungeklärten Umständen in Teheran ein NOC enttarnt wird, wird unter ungeklärten Umständen ein Marineoffizier von einem Attentäter aufgespürt«, sagte Ryan. »Kommt das niemand außer mir merkwürdig vor?«

»Im Unterschied zu meinem NOC hat Hagen keine geheime Position bekleidet«, sagte Canfield. »Aber ich verstehe, was Sie meinen. Irgendwie sind seine Ausflugspläne zu einem Mordschergen gelangt, der einen Groll gegen ihn hegte.«

Ryan stieß einen tiefen Seufzer aus. »Ein schöner Schlammassel.«

## 6

**W**äre Dominic Caruso nicht zum FBI gegangen und später zum Campus gewechselt, hätte er wahrscheinlich ein Restaurant eröffnet.

Er kochte leidenschaftlich gern. Als Kind hatte er unzählige Stunden bei seiner Mutter in der Küche gestanden und von ihr gelernt, und schon als Teenager konnte er typische italienische Gerichte zubereiten, während sein Zwillingbruder Brian selten etwas Anspruchsvolleres zustande bekam als ein Wurstsandwich mit Mayonnaise und Schmelzkäsescheiben.

Dom war vom Kochen abgekommen, als er beim FBI war, und in seinen ersten Jahren beim Campus war er ständig unterwegs gewesen und hatte überdies niemand zum Bekochen gehabt, doch jetzt, als Single in den Dreißigern, freute er sich, wenn er Gäste zum Essen hatte.

Besonders attraktive weibliche Gäste.

Als Hauptgericht gab es heute Abend eine Auberginen-Parmigiana, die schon fast fertig war und nur noch im Ofen überbacken werden musste. Und als Ausgleich zu dem vegetarischen Hauptgang hatte er eine beeindruckend aussehende Wurstplatte vorbereitet, die in seinem Kühlschrank ein halbes Fach einnahm.

Eine gekühlte Flasche Fontanelle Mt. Veeder Chardonnay wartete im Eiskübel auf dem kleinen Tisch, den er innen vor die offene Balkontür gestellt hatte, von wo man einen schönen Ausblick auf den Washingtoner Stadtteil Logan

Circle hatte, ohne sich dem Straßenlärm und der draußen herrschenden Hitze aussetzen zu müssen.

Die Türklingel seiner kleinen Eigentumswohnung läutete um Punkt sieben, und Dom riss das Handtuch weg, das er sich als Schürze in den Gürtel gestopft hatte, warf noch einen prüfenden Blick auf den Auberginenauflauf in der Röhre und ging dann öffnen.

Adara Sherman stand in der Tür. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, hochhackige Schuhe und eine modische Brille. Ihr blondes Haar war zurzeit schulterlang, und Dom konnte die Muskeln in ihrem Nacken und an ihren Schultern sehen, die von ihrem nahezu täglichen Training im CrossFit-Studio in der Nähe ihrer Wohnung in Tysons Corner herrührten.

Dom konnte es sich nicht erklären, doch er hatte sich noch immer nicht daran gewöhnt, Adara außerhalb der Arbeit zu sehen. Als Logistik- und Transportleiterin für Hendley Associates und den Campus arbeitete sie in zwei völlig unterschiedlichen Umgebungen. Bei ihrer Tätigkeit im Büro in Alexandria bevorzugte sie Businesskleidung. Doch als Flugbegleiterin in der Gulfstream G550 von Hendley Associates trug sie eine berufstypische Uniform, bestehend aus marineblauem Kostüm und weißer Bluse.

Und es hatte in den letzten Jahren Gelegenheiten gegeben, zahlreiche Gelegenheiten, bei denen sich Flugbegleiterin Adara Sherman mitten in einem Flug in eine andere verwandelt hatte. Dazu trat sie in die Bordküche der G550 und tauschte Rock und Bluse gegen eine Hose und eine dunkle Jacke von 5.11 Tactical. Dann wuchtete sie eine UMP-Maschinenpistole von Heckler & Koch Kaliber .45 aus einem Geheimfach hinter einer Küchenklappe und schob eine halbautomatische Pistole vom selben Hersteller in ein Paddle-Holster unter ihrem Hosenbund.

Adara war für die Sicherheit des Flugzeugs verantwortlich und diente als Sanitäterin für die Agenten des Campus.



Dieser Job war ihr nicht in den Schoß gefallen, sie hatte jahrelang dafür trainieren müssen. Sie hatte als Navy-Sanitäterin in Afghanistan gedient, hatte Marines im Gefecht das Leben gerettet und selbst ein M4 getragen, von dem sie mehr als einmal Gebrauch gemacht hatte.

Nein, sie war keine typische Flugbegleiterin, wie man sie in einem luxuriösen Firmenjet antraf, und nein, Dom konnte es noch immer nicht fassen, sie abends in einem sexy Outfit zu sehen, denn sie sah darin ganz anders aus als tagsüber, welche Funktion sie auch gerade bekleidete.

Die Beziehung zwischen Dom und Adara dauerte nun schon ein Jahr, doch sie hatten sie vor den anderen bei Hendley Associates geheim gehalten. Dom hegte den Verdacht, dass sein Cousin Bescheid wusste. Adara teilte diese Ansicht und behauptete, dass ihre »weibliche Intuition« in solchen Dingen unfehlbar sei.

Doch wenn Jack Bescheid wusste, so hatte er nichts gesagt, und Dominic wusste das zu schätzen.

Beziehungen zwischen Mitarbeitern waren im Campus nicht ausdrücklich untersagt, aber wahrscheinlich auch nicht gern gesehen, wie sie vermuteten. Ohnehin waren sie beruflich so eingespannt, dass von einem Zusammenleben, bei dem man abends bis zum Schlafengehen miteinander fernsah, nicht die Rede sein konnte. Nein, ihre Beziehung bestand vor allem aus gemeinsamen Abendessen und Kinobesuchen, wenn sie beide in der Stadt waren und etwas Freizeit hatten, was selten genug vorkam.

Es kam vor, dass sie wochenlang nicht von der Arbeit redeten, doch heute sprachen sie, während sie die Parmigiana und den Chardonnay genossen, über die gestrige Übung auf dem Boot in der Chesapeake Bay. Dom wurmte es noch immer, dass er sich von Gerry Hendley in den Rücken hatte schießen lassen, und noch mehr, dass er eine Situation herbeigeführt hatte, die Jack zwang, die Geisel mittels »Overkill« zu retten.

Adara hatte das Debakel quasi von einem Logenplatz verfolgt und hörte Dom jetzt zu, bevor sie ihre Meinung dazu äußerte.

»Mach dir keine Vorwürfe«, sagte sie. »Ihr seid wirklich unterbesetzt. Ihr tut euer Bestes, aber ihr braucht mehr Leute.«

»Wir bekommen zwei neue Agenten.«

»Ach was? Wen?«

»Ich weiß nicht, ob Clark schon jemand im Auge hat, aber er will, dass jeder von uns einen Kandidaten vorschlägt.«

Adara schnitt in ihre Parmigiana, aß langsam, trank langsam und wartete die ganze Zeit darauf, dass Dominic noch etwas sagte.

Als nichts von ihm kam, fragte sie: »Wen wirst du für die Stelle vorschlagen?«

Dom zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht genau. Ich kenne noch eine Menge Jungs beim FBI, und vom Ausbildungskader des Campus kenne ich ein paar Typen, die früher bei militärischen Sondereinsatztruppen waren, aber die haben jetzt alle Familie, und für den Campus zu arbeiten ist für einen Vater mit kleinen Kindern schwierig. Ich glaube, ich weiß, wen Ding vorschlagen wird, und ich weiß auch, wen Jack nominieren wird. Beide würden hervorragende Agenten abgeben. Ich könnte mich einfach für einen ihrer Kandidaten aussprechen. Clark wird dann zwar vielleicht denken, ich will mir die Sache einfach machen, aber ich muss auf mein Bauchgefühl hören.«

»Das ist richtig.« Adara konnte berechnend sein, wenn die Situation es erforderte, aber sie konnte auch ziemlich direkt sein. Sie legte Messer und Gabel weg und blickte Dom über den Tisch hinweg an. »Ich habe eine Idee, wen du vorschlagen könntest.«

Dom hob die Augenbrauen, und seine Gabel kam kurz vor seinem Mund zum Stehen. »Tatsächlich? Wen?«

»Mich.«

Dom erstarrte, die Gabel noch mitten in der Luft, den Blick auf seine Freundin gerichtet.

Dann schlug er die Augen nieder.

»Ich kenne den Job«, sagte Adara. »Ich besitze den nötigen Sicherheitsstatus. Und ich war mit euch Jungs bei vielen Gelegenheiten im Einsatz, mehr oder weniger. Ich habe eine Fallschirmspringerlizenz und einen Tauchschein als Master Scuba Diver. Und ich kann schießen. Ich bin mit der Navy Expert Pistol Medal und der Navy Expert Rifle Medal mit bronzenem S ausgezeichnet worden.«

Dom erwiderte nichts, und so fuhr Adara fort: »Da du mich fragst: Das bronzene S steht für ›Scharfschütze‹. Und im Unterschied zu euch allen habe ich einen IFR-Flugschein für zweimotorige Maschinen und kann mit Booten umgehen. Und ich habe eine bessere medizinische Ausbildung als jeder andere im Campus.«

Sie lächelte. »Und ich gehe häufiger ins Fitnessstraining als du.«

Dom trank sein Weinglas leer, zog die Flasche aus dem Eiskübel und schenkte sich nach.

»Und dann wären da noch Panama und die Schweiz«, sagte Adara.

Er stellte die Flasche in den Kübel zurück, schaute Adara an und sagte: »Nein.«

Dom hatte gewusst, dass sie ihm mit Panama und der Schweiz kommen würde. Im panamaischen Dschungel hatten Adara und er Seite an Seite gekämpft, und in Genf hatten sie zusammen eine Observation durchgeführt, die etwas turbulenter als geplant geraten war. In beiden Fällen hatte sie sich bemerkenswert gut geschlagen, so gut wie jeder andere im operativen Team. Dom bestritt das in keiner Weise, aber deswegen wollte er noch lange nicht, dass sie als Campus-Agentin arbeitete.

Er bemerkte, dass ihr eine leichte Röte in die Wangen stieg, und wusste, dass Ärger drohte. »Tut mir leid, dass ich das so gesagt habe. Es ist nur so, dass ...«

»Dass was?«

»Ich möchte dich nicht im Team haben.«

Adara nickte leicht und ließ den Blick in die Ferne schweifen, hinaus auf Logan Circle. Dom war lange genug mir ihr zusammen, um die Zeichen richtig zu deuten. Sie war sauer, mobilisierte ihre Kräfte und konnte jeden Moment zum Angriff übergehen. Eilends versuchte er, seinen Standpunkt zu verdeutlichen.

»Natürlich wärest du geeignet. Es hat nichts mit deinen Fähigkeiten zu tun. Es liegt an mir. Ich möchte nicht, dass du den Job übernimmst.«

»Warum nicht? Weil er zu gefährlich ist?«

»Ja, genau deshalb. Hör zu, die Stelle, für die ich dich vorschlagen soll ... genau diese Stelle hat meinem Bruder das Leben gekostet. Ich war dabei und habe ihn sterben sehen. Dann kam ein anderer. Wir sind gute Freunde geworden. Und auch er ist gestorben. Wieder war ich dabei, als es passierte. Ich möchte nicht auch noch dich verlieren.« Er machte eine Pause. »Ich habe dich gern, und diese Stelle wünscht man keinem Menschen, den man gernhat.«

»Ich verstehe deine Gefühle, aber der Tod deines Bruders und Sam Driscolls hatten nichts damit zu tun, dass sie dieselbe Stelle hatten. Es lag an ihrem Beruf. An dem Beruf, den ihr alle habt. Dasselbe Schicksal könnte jeden von euch ereilen.«

»Das nehme ich in Kauf«, sagte Dom. »Nur für dich will ich es nicht.«

»Und was ich will, zählt gar nicht?«, fragte sie.

»Die Übung am Freitag ist schiefgelaufen, weil ich keine Geisel in dir gesehen habe. Ich habe meine Freundin in dir gesehen. Es war ein komisches Gefühl, eine Waffe auf dich zu richten und dich vor den anderen nach einer versteck-

ten Sprengladung zu durchsuchen. Ich war abgelenkt und habe deshalb nicht in den toten Winkel zu meiner Linken geschaut. Woher soll ich wissen, dass ich mich im Ernstfall bei der Arbeit mit dir nicht genauso verhalte und dadurch Leben in Gefahr bringe?«

»Du triffst Entscheidungen, die dein Leben betreffen«, entgegnete Adara nur. »Aber darfst du dasselbe mit meinem Leben machen? Was wäre, wenn ich von dir verlangen würde, den Campus zu verlassen? Würdest du es tun?«

»Nein.«

»Eben. Seit wann bist du für mich verantwortlich?«

»So ist das nicht. Es ist nur ...«

»Doch, so ist es. Ich weiß, dass ich dir wichtig bin. Ich weiß, dass du das Herz auf dem richtigen Fleck hast. Du willst nicht, dass mir etwas zustößt. Aber wenn ich dir wichtig bin, dann musst du mich tun lassen, was mir wichtig ist.«

Dom geriet in Zorn. »Wozu soll ich dich Clark überhaupt vorschlagen? Du kannst doch selbst mit ihm reden.«

»Ich möchte deinen Segen.«

»Warum?«

»Weil du mir wichtig bist. Und weil mir wichtig ist, was du denkst.«

Dom blickte auf die Straße hinunter. »Verlang das nicht von mir.«

»Ich verlange nichts von dir. Ich bitte dich darum.«

Er stand auf.

»Wo gehst du hin?«

Dom hörte Wut in ihrer Stimme aufwallen.

»Zum Kühlschrank. Der Wein ist alle.«

»Ach so.«

Die Diskussion verlagerte sich aufs Sofa, und aus dem Streit wurde ein Gespräch. Adara und Dom begannen, sich in die Lage des anderen zu versetzen und zu verstehen, warum sie beide so auf ihrem Standpunkt beharrten.

Nach halbstündigem Hin und Her sagte Adara: »Ich verstehe, in welche Lage ich dich bringe. Ich bitte dich nur, mir zu helfen. Sieh mal, selbst wenn du Nein sagst, werde ich zu Gerry gehen und mit ihm sprechen. Wenn du dich besser dabei fühlst, werde ich es tun. Aber ich möchte wissen, dass du an mich glaubst und dass du mich bei dir haben willst, wenn du jemand brauchst, dem du vertraust.«

»Aber ich glaube an dich. Du wärst bestimmt toll in dem Job.«

»Kennst du jemand, der besser wäre?«

In dem Moment wusste er, dass sie gewonnen hatte. Er war sich bewusst, dass er nicht anders empfand als zu Beginn des Gesprächs, aber er hatte keine Argumente mehr. Er konnte auf stur machen, oder er konnte Vernunft annehmen, selbst wenn das seinen Wünschen entgegenstand. »Nein«, antwortete er. »Ich kenne niemand, der geeigneter wäre. Ich werde deinen Namen in den Hut werfen. Dann liegt es an Gerry und John.«

»Natürlich.« Sie küsste ihn. »Ich weiß, dass dir das nicht leichtgefallen ist.«

Er bemerkte, dass ihn Adara erwartungsvoll ansah. »Was ist?«, fragte er.

»Sind wir jetzt durch mit dem Thema?«

»Ich hoffe doch. Wieso?«

Sie lächelte. »Bitte sage mir, dass du dein Tiramisu gemacht hast.«

Trotz seiner gedrückten Stimmung lächelte er zurück. »Das hab ich.«

Adara stieß die Fäuste in die Luft. »Yeah!«

Dom grinste. »Bist du meinetwegen gekommen oder wegen meines Tiramisus?«

»Hauptsächlich deinetwegen, aber du bist nicht der einzige nette, gut aussehende Typ in Washington. Es gibt noch ein oder zwei andere. Aber du bist der einzige nette, gut

aussehende Typ in Washington, der ein unfassbar leckeres Tiramisu macht.«

Dom zog die Augenbrauen hoch. »Hast du die anderen alle ausprobiert?«

Adara lachte, kletterte auf seinen Schoß und küsste ihn.

Die steile schmale Straße wimmelte von Frauen und Kindern, die alle in Seitengassen und Hauseingänge ausweichen mussten, um den Konvoi aus großen SUVs durchzulassen. Als die Fahrzeuge vor dem Haus oben auf dem Hügel anhielten, strömten Dutzende von Frauen und Mädchen zusammen und bestaunten das Spektakel. Andere sahen mit großen Augen von Hausdächern aus zu und tuschelten verwundert miteinander.

Sechs schwarze SUVs parkten in dieser engen Straße in Sulaimaniyya im Osten der Autonomen Region Kurdistan. Ein gutes Dutzend Westler stieg aus den Wagen, große Männer in Kampfanzügen mit Schusswaffen und teuer aussehenden Sonnenbrillen und Uhren, gefolgt von einem weiteren Dutzend in Businesskleidung. Auch Frauen waren darunter. Sie trugen alle Tschadors, obwohl es sich eindeutig um Amerikanerinnen handelte.

Doch das war es nicht, was die jesidischen Frauen und Mädchen in Bann schlug.

Nein, sie staunten darüber, dass die Person, die in der Gruppe das Sagen zu haben schien, eine Frau war.

Mary Pat Foley stieg aus einem Land Rover, und sofort scharten sich Begleiter und Beschützer um sie. Sie war die Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste, Chefin der sechzehn US-Geheimdienste, daher die strengen Sicherheitsmaßnahmen und die große Zahl von Mitarbeitern.

Ja, es stand außer Frage, dass diese Frau das Sagen hatte.



Als Nächstes stieg ihr Stabschef aus dem Wagen, ein aktiver Colonel der Air Force, der im Stehen seine blaue Uniform glatt strich. Eine junge Assistentin kam, ein Klemmbrett in der Hand, von einem anderen Fahrzeug zu Mary Pat herüber, und ihre heutige Dolmetscherin, eine fünfundvierzigjährige Kurdin, die für die Vereinten Nationen arbeitete, winkte sie zu einem weiß getünchten Haus in der Nähe.

Dieser Teil von Sulaimaniyya wurde mittlerweile Klein-Sindschar genannt, weil er vielen Jesiden, die aus ihren Ortschaften rund um den Berg Sindschar im Westen vertrieben worden waren, als Zuflucht diente. Der Islamische Staat hatte die Region Sindschar drei Jahre zuvor eingenommen, und seitdem beherbergten Lager für Binnenvertriebene in verschiedenen Teilen des Irak einen Großteil der jesidischen Weltbevölkerung.

Jesiden waren ethnische Kurden, unterschieden sich aber durch ihren Glauben von der übrigen kurdischen Bevölkerung. Allerdings sprachen sie Kurmandschi, die Sprache der Kurden im Irak, daher bot sich Kurdistan als Standort für die Vertriebenenlager an.

Die Eingangstür des weiß getünchten Hauses stand offen und war von kurdischen und jesidischen Beamten umlagert, die auf Foley und ihre Begleiter warteten. Man machte sich schnell miteinander bekannt. Einige dieser Leute hatte Mary Pat am Morgen im US-Konsulat in Erbil getroffen, bevor sie mit dem Helikopter ins östlichere Sulaimaniyya geflogen war, deshalb nahm die Begrüßung nicht viel Zeit in Anspruch.

Anschließend trat sie in einen kühleren, dunklen Raum. Darin stand eine junge Frau, die einen Tschador und ein einfaches, sauberes Gewand trug. Sie wirkte nervös, völlig verwirrt von der Aufmerksamkeit, die ihr seit dem Morgen zuteilwurde, als sie auf ihrem Schlafteppich von einer Flüchtlingshelferin geweckt und nach ihrem Namen ge-

fragt worden war und dann von ihr ein handschriftliches Dokument vor die Nase gehalten bekommen hatte, das sie einen Monat zuvor bei ihrer Ankunft im Lager unterschrieben hatte. Nachdem sie geschworen hatte, dass alles, was in dem Papier stand, der Wahrheit entspreche, war sie aus dem Mädchenschlafsaal in dieses Haus gebracht worden, wo man ihr mitgeteilt hatte, dass Leute aus Amerika mit dem Helikopter hierher unterwegs seien, um mit ihr zu sprechen.

Mary Pat und praktisch alle ihr unterstehenden Nachrichtendienste jagten in ihrem unaufhörlichen Bemühen, Amerika vor radikalislamischem Terror zu schützen, vor allem einen Mann, und diese Jagd hatte sie und ihre Leute hierher nach Kurdistan geführt. Die Kurden waren gute Freunde Amerikas und halfen bei der Menschenjagd, aber zu sagen, dass sie im Moment viel am Hals hatten, wäre eine dramatische Untertreibung gewesen. Die Kurden befanden sich im Krieg und kämpften gegen den Islami-schen Staat ums Überleben, deshalb war in dieser Woche ein persönlicher Besuch der US-Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste nötig gewesen, um die volle Aufmerksamkeit ihrer politischen Führung zu gewinnen.

Und an diesem Morgen hatte deren Hilfe Früchte getragen. Eine junge Jesidin namens Manal hatte kurdischen Beamten einen Monat zuvor von ihren Erlebnissen berichtet, ehe sie in ein UN-Flüchtlingslager gebracht, dann von den UN-Offiziellen aus den Augen verloren und ganz plötzlich in einem Lager weit östlich der Kampflinien wieder ausfindig gemacht worden war.

Mary Pat Foley würde die erste Amerikanerin sein, die mit ihr sprach. Im Irak gab es Zehntausende vertriebene Jesiden und Hunderttausende Flüchtlinge und Binnenvertriebene. Doch für Mary Pat Foley rechtfertigte die siebzehnjährige Manal dieses hohe Maß an Aufmerksamkeit aus einem ganz entscheidenden Grund:

Sie war in Rakka mit einem IS-Funktionär namens Abu Musa al-Matari zwangsverheiratet worden.

Und für die US-Geheimdienste war der meistgesuchte Mann auf dem Planeten ein IS-Funktionär, von dem bekannt war, dass er unter genau diesem Namen in Rakka lebte.

Die junge Dame gab Mary Pat lächelnd die Hand und machte eine schüchterne Verbeugung. In auswendig gelerntem Englisch, das ihr eine UN-Mitarbeiterin kurz zuvor beigebracht hatte, sagte sie: »Es freut mich, Sie kennenzulernen. Mein Name Manal.«

Foley lächelte und verbeugte sich ihrerseits, aufrichtig dankbar für das Bemühen des Mädchens. Die Dolmetscherin trat hinzu. »Ich heiße Mary Pat und komme aus den USA. Ich habe einen Teil deiner Geschichte gehört und fühle mich sehr geehrt, eine so tapfere Frau kennenzulernen.« Die DNI wusste, dass es Manal unlängst gelungen war, ihren Entführern zu entkommen, und das allein verdiente schon Respekt.

Die Dolmetscherin übersetzte leise zwischen den beiden Frauen, und das Mädchen errötete.

Augenblicke später saßen alle drei auf Teppichen auf dem Fußboden. Der Colonel wartete draußen – er und Mary Pat waren sich darin einig gewesen, dass es für die junge Jesidin so möglicherweise angenehmer war –, aber eine von Foleys Assistentinnen blieb im Raum, um das Gespräch aufzuzeichnen und Notizen zu machen. Sie stand an der Wand, gerade so weit weg, dass sie noch mithören konnte.

Manal erzählte Mary Pat von ihrer Gefangennahme, der brutalen Ermordung ihrer Familie und wie sie dann mit einer Gruppe von Mädchen, die teilweise erst zehn waren, verschleppt wurde. Sie selbst war zu dem Zeitpunkt fünfzehn.

Mary Pat konnte in Manals nervösen Augen sehen, dass sie unbeschreibliche Schrecken durchlebt hatte.

»Man sagte mir, dass ich einem besonderen Mann zum Geschenk gemacht werden würde«, berichtete das Mädchen. »Ich habe tagelang in einer kleinen Wohnung gewartet. In dieser Zeit wurde ich nicht vergewaltigt wie all die anderen Mädchen. Ich hatte großes Glück. Schließlich kam der Mann. Er war westlich gekleidet, hatte einen sehr kurzen Bart und kurze Haare. Ganz anders als die meisten Männer vom DAESH.«

DAESH war die Abkürzung für *Al-dawla al-Islamija fi-l-Iraq wa asch-Scham*, Islamischer Staat im Irak und Al-Scham. Al-Scham war auch als Großsyrien oder Levante bekannt.

»Hat er dir seinen Namen gesagt?«

»Natürlich. Er war stolz darauf, wer er war. Er war Musa. Abu Musa al-Matari.«

»Hat dir der Name etwas gesagt?«

»Nein. Aber er war ein wichtiger Mann. Ständig kamen Leute zu ihm. Er hatte viele Telefone und Computer. Man hat ihm großen Respekt entgegengebracht.«

»Ich muss wissen, ob er der Musa al-Matari ist, den ich suche, nur leider habe ich keine Fotos von ihm. Weißt du, wo er geboren wurde?«

»Er hat gesagt, er komme aus dem Jemen, von nahe der Grenze zu Oman. Aus einem Ort am Meer.«

Foley wusste, dass der von ihr gesuchte Abu Musa al-Matari aus der Ortschaft Jadib stammte, deren Lage genau Manals Beschreibung entsprach.

»Und wie alt war er?«

»Ich ... ich weiß nicht. Viel älter.«

Mary Pat runzelte die Stirn. »Viel älter ... So alt wie ich?«

»Nein, nicht so alt«, antwortete Manal schnell. Mary Pat war über sechzig. Sie war nicht beleidigt, musste aber über das Unbehagen der Dolmetscherin schmunzeln, als diese übersetzte.

Die CIA hatte al-Mataris Alter auf fünfunddreißig bis

vierzig geschätzt. Mary Pat fragte Manal, wie alt ihr Vater gewesen sei, als er starb.

»Er war einundvierzig.« Manal nickte. »Ja, so alt könnte er ungefähr gewesen sein.«

»Wie lange warst du mit al-Matari zusammen?«

»Ein Jahr. Ich war eine Sklavin, aber er hat mich geheiratet. Ich glaube, dass er auch andere Frauen hatte, denn er war nicht die ganze Zeit in der Wohnung.«

»Und wann hat er dich gezwungen, ihn zu heiraten?«

Die junge Frau lauschte der Dolmetscherin, dann sah sie die ältere Amerikanerin lange an. Ihr Gesicht drückte Verwirrung aus. Schließlich antwortete sie, und die Dolmetscherin übersetzte: »Als ich ihn das erste Mal sah ... wir wurden innerhalb von fünf Minuten getraut.«

»Ich verstehe. Hat er viel Zeit am Computer verbracht?«

»Ja«, antwortete Manal. »Er hat jeden Tag am Computer gegessen oder mit einem seiner Telefone telefoniert.«

Mary Pat wusste, dass al-Matari ein führender »Leutnant« im Emni war, einer Einheit des IS-Auslandsgeheimdienstes, deren Aufgabe es war, Kämpfer zu rekrutieren, die willens und fähig waren, im Ausland zu operieren. Al-Matari leitete die Sektion Nordamerika und war dafür zuständig, Amerikaner und Europäer anzuwerben und dazu auszubilden, für den IS in den Vereinigten Staaten terroristische Anschläge zu verüben. Neun Monate zuvor war es ihm gelungen, sechzehn US-Bürger zur Ausbildung nach Syrien zu holen, doch alle sechzehn waren entweder bei einem Drohnenangriff getötet oder bei ihrer Rückkehr in den Westen festgenommen worden. Die Zerschlagung der Zelle war vor der Presse geheim gehalten worden, hauptsächlich um Taktik, Methoden und Verfahrensweisen zu schützen, die zu dem Geheimdienstcoup geführt hatten, aber Mary Pat war überzeugt, dass durch die Operation großes Unheil von ihrem Land abgewendet worden war. Aber sie war nicht minder davon überzeugt, dass al-Matari

die nötige Befähigung, Motivation und auch Unterstützung im Auslandsgeheimdienst des Islamischen Staates befaßt, um es ein zweites Mal zu versuchen.

Und am meisten beunruhigte sie, dass er bereits damit begonnen haben könnte.

»Was hast du noch über ihn erfahren?«, fragte sie.

»Er hat mir erzählt, dass er vor meiner Entführung in vielen Ländern gekämpft hat. Nachdem man mich mit ihm verheiratet hat, war er häufiger fort als da. Ich glaube aber nicht, dass er irgendwo gekämpft hat. Er war kein Soldat ... Er war etwas anderes. Ich weiß nicht. Einmal ist er in die Wohnung in Rakka zurückgekommen und hat mir erzählt, dass er ins Ausland reisen müsse.«

»Hat er gesagt, wohin?«

»Mir? Nein, er hat mir nicht vertraut. Ich war nur da, um seine Wohnung zu putzen, für seine Brüder und andere Verwandte und Freunde zu kochen und ihm Vergnügen zu bereiten. Aber ich habe ihn telefonieren hören. Er wollte in den Kosovo, um sich mit jemand zu treffen.«

Mary Pat nickte. »Wann war das?«

Die Dolmetscherin übersetzte die Antwort des Mädchens. »Drei Monate vor meiner Flucht. Ich bin letzten Monat geflohen. Also vor vier Monaten.«

»Und ist er aus dem Kosovo zurückgekehrt?«

»Ja, und er hat danach noch mehr gearbeitet. Und sich mit weiteren Männern getroffen, Ausländern. Ich meine ... keine Iraker. Sie hatten andere Akzente. Dann, ungefähr vor vier Wochen, hat er mir befohlen, für ihn zu packen. Er hat gesagt, dass er auf eine lange Reise gehe und dass er, so Gott will, wiederkommen werde.«

»Hat er erwähnt, wohin er wollte?«

»Zu mir nicht, aber ich habe ihn wieder am Telefon gehört. Er hat davon gesprochen, in eine Schule zu gehen.«

»In eine Schule?«

»Ja. In eine Sprachschule.«

Mary Pat legte den Kopf schief. »Wo ist diese Sprachschule?«

»Das weiß ich nicht, aber ich bin mir sicher, dass sie weit weg ist. Er hatte Bücher. Bücher auf Englisch. Was das für Bücher waren, weiß ich nicht, denn ich kann kein Englisch, aber er hat sie mitgenommen, und westliche Kleidung. Seine Gewänder hat er dagelassen. Das war vier Tage, bevor ich geflohen bin.«

»Wie ist es dir gelungen zu entkommen?«

»Bei der Abreise hat er gesagt, dass sein Onkel auf mich aufpassen würde. Aber der Onkel ist nicht gekommen. Die amerikanischen Bombenangriffe auf die Stadt nahmen zu. Vielleicht ist er getötet worden, oder er hat einfach Angst gehabt, das Haus zu verlassen. Ich hatte nichts zu essen. Natürlich konnte ich in Rakka nicht allein auf die Straße gehen. Als Frau ohne Begleitung wäre ich von der Religionspolizei des IS angehalten worden. Hätten sie mich ein zweites Mal erwischt, wäre ich eingesperrt worden. Beim dritten Mal wäre ich gesteinigt worden.«

»Ich verstehe«, sagte Mary Pat.

»Aber ich bekam solchen Hunger, dass ich es irgendwann versuchen musste, wenn ich am Leben bleiben wollte. Ich hatte gehört, dass einige Leute, die in Richtung Kampflärm gegangen waren, es durch die Linien geschafft und überlebt hatten. Ich wusste nicht, ob das stimmte, aber ich hatte keine Wahl. Ich wartete bis spät in die Nacht. Ich beobachtete den Himmel, um festzustellen, woher die Blitze der Explosionen kamen, und bin dann in Richtung Kampfgebiet gelaufen. Am zweiten Tag bin ich anderen Frauen begegnet. Einige hatten Kinder. Sie taten dasselbe wie ich. Wir versteckten uns in Ruinen, bis wir über die Grenze in kurdisches Gebiet gelangten. Die Peschmerga haben uns gefunden und geholfen.«

Die Direktorin der Nationalen Nachrichtendienste spähte kurz nach hinten zu ihrer Assistentin, um sich zu verge-

wissern, dass sie alles mitschrieb und der Rekorder lief. Dann sagte sie: »Und jetzt helfen wir dir. Morgen werden ein paar Amerikaner kommen und mit dir sprechen. Sie möchten, dass du ihnen genau beschreibst, wie Abu Musa aussieht, damit sie ein Bild von ihm zeichnen können. Willst du das tun?«

»Ja«, antwortete Manal, schlug aber die Augen nieder und spielte mit dem ausgefransten Rand des Teppichs.

Mary Pat begriff, dass das Mädchen alles in ihrer Macht Stehende tat, um *nicht* an diesen Mann denken zu müssen. Sich bewusst sein Gesicht in Erinnerung zu rufen war bestimmt das Letzte, was sie wollte.

»Es tut mir leid, Manal. Aber es ist sehr wichtig. Wenn du uns hilfst, kannst du viele Menschenleben retten.«

»Ich werde es tun«, sagte sie leise.

»Danke. Wir können dafür sorgen, dass du nach Amerika kommen kannst, wenn du magst. Nur bis der Krieg vorüber ist, dann kannst du zum Berg Sindschar zurückkehren, wenn das dein Wunsch ist. Wir brauchen deine Hilfe, aber wir würden gern etwas für dich tun, was immer du willst.«

Manal senkte den Blick wieder auf den Teppich. Sie überlegte einen Moment, dann antwortete sie: »Ich möchte hier bleiben, bei meinen Leuten. Aber ich werde Ihnen helfen, ihn zu fangen. Er ist ein Unmensch.«

»Gut. Brauchst du hier etwas?«

»Mir geht es gut, aber könnte ich ein paar zusätzliche Decken für die älteren Frauen im Lager bekommen? Der Boden ist sehr hart, und einige Frauen klagen, dass sie nachts frieren und ihnen der Rücken wehtut.«

Foley biss sich auf die Lippe und sagte: »Ich werde das Nötige veranlassen, bevor ich aus Sulaimaniyya abreise.«

Draußen vor dem Haus ging Mary Pat Foley zu dem Konvoi der wartenden SUVs. Überall standen Sicherheitsleute mit M4-Gewehren und beobachteten mit unbewegten



Mienen die Häuser um sie herum und auf den entfernten Hügeln. Der Machtbereich des IS begann 120 Meilen westlich von hier, aber CIA-Personenschützer brauchten sich nicht in einem Kriegsgebiet aufzuhalten, um wachsam zu sein.

Foley wandte sich an ihre Assistentin. »Carla, Teppiche und Decken. Und was Sie sonst noch auftreiben können, um das Leben hier etwas erträglicher zu machen.«

»Ich werde mich darum kümmern. Die CIA kommt morgen wieder her, um nach den Angaben des Mädchens eine Zeichnung anzufertigen und ihr noch ein paar Fragen zu stellen. Ich gebe ihnen eine Lkw-Ladung Hilfsgüter mit, die die UNO dann verteilen kann.«

»Nein«, entgegnete Mary Pat Foley. »Die Beamten sollen die Sachen direkt den Jesiden aushändigen. Die UN-Leute könnten sie auf dem Markt verhöckern.« Und nach einem skeptischen Blick ihrer jungen Assistentin fügte sie hinzu: »Carla, ich weiß, wovon ich rede. Glauben Sie mir, es wäre nicht das erste Mal.«

»Ja, Ma'am.«

Der Colonel grinste. »Den Leuten von der Agency wird es eine Freude sein, Wohnaccessoires an ältere Damen zu verteilen«, sagte er, und dann, an Mary Pat gerichtet: »Das ist definitiv unser Mann, und es sieht so aus, als wäre er wieder aktiv.«

»Ja, aber irgendwas stimmt da nicht.«

»Allerdings«, pflichtete der Colonel bei. »Musa al-Matari spricht schon hervorragend Englisch. Wenn er einen weiteren Anschlag plant, welche andere Sprache könnte er lernen?«

»Ich vermute, dass *Sprachschule* ein Codename ist«, sagte Mary Pat. »Nur habe ich keine Ahnung, wofür. Die Analysten sollen der Sache nachgehen. Machen Sie ihnen Dampf. Ich habe das Gefühl, dass etwas im Busch ist und dass al-Matari daran maßgeblich beteiligt ist. Irgendwo im

